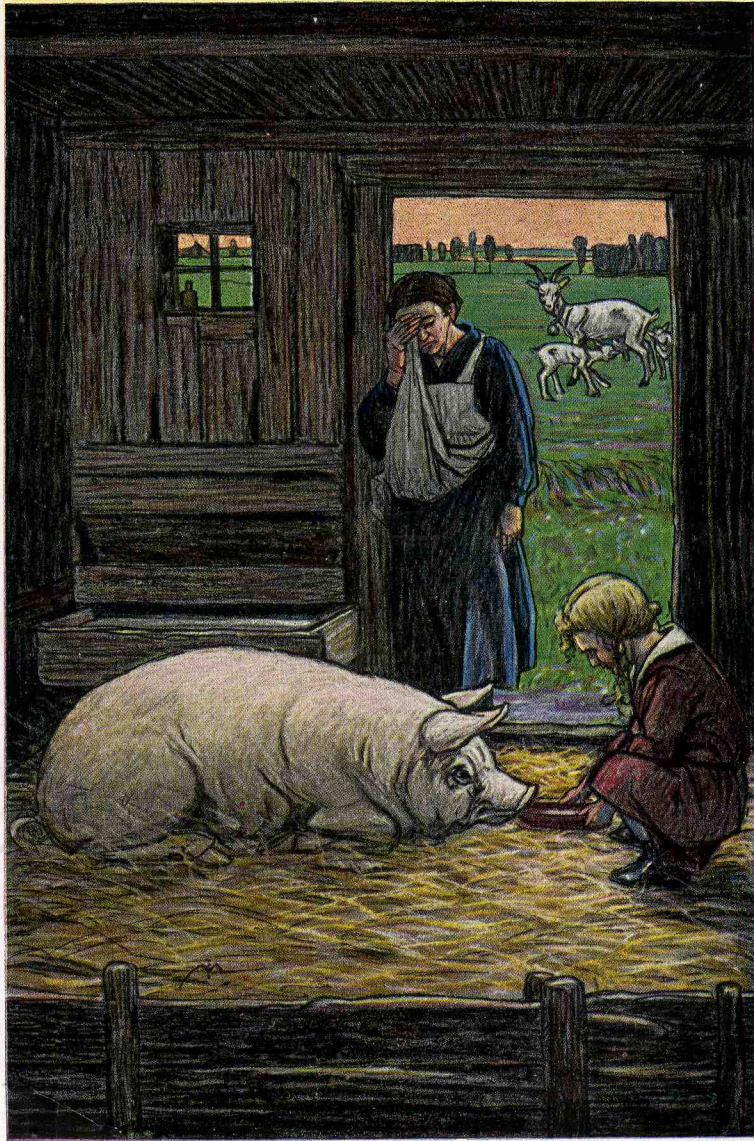


Nr. 8802/10
DM 2.



zu Seite 81

GUSTAV FALKE

Drei gute Kameraden



Mit vier farbigen Bildern
von J. Madlener



K. Thienemanns Verlag Stuttgart

Die schwarzen Bilder sind von Georg A. Stroedel
Copyright 1909 by Jos. Scholz, Mainz
Druck von J. F. Steinkopf in Stuttgart

Ein kleines Haus, ein kleines Mädchen und ein kleiner Junge

Es war schwer zu sagen, was lustiger aussah, pudelstilig, das niedrige Häuschen mit dem tief herabfallenden Strohdach, das richtige Pfefferkuchenhäuschen, oder das kleine Mädchen, das vor der Tür im Sand saß, beide Beinchen von sich gestreckt, so daß die kleinen braunen, nackten Waden aus dem kurzen blauen Röckchen hervorsahen. Wenn man wollte, konnte man eine drollige Ähnlichkeit herausfinden. Das helle Flachshaar, so etwas wild und verweht, wie es war, konnte gut für ein Strohdach gelten und das offene Mündchen für eine Tür. Nur sah das kleine Mädchen durch zwei helle Fensterchen in die Welt, während das Häuschen nur eins hatte, wenigstens nach vorn hinaus nur eins, und das lag neben der Haustür; damit war die ganze Vorderwand aufgebraucht, so klein war das Häuschen. Ein Mann konnte bequem seine Hand auf das Dach legen. Schon ein ausgewachsener Junge konnte das, wenn er sich ein wenig reckte. Nur gut, daß das Häuschen doch kein richtiges Pfefferkuchenhäuschen war, das Dach wäre ihnen bald abgetragen worden; denn Frau Langhammer, die darin wohnte, sah nicht aus wie eine Heze. Es fürchtete sich niemand vor ihr.

Es schien eine schöne, milde Junisonne, und die Kleine saß so recht mitten in all dem Licht. Im Schoß hatte sie etwas, das mal eine Puppe gewesen sein konnte, einen schwärzlichen Balg mit einem kurzen Stumpfen oben rechts und einem längeren Stumpfen unten links; die letzten Reste von einem einstigen Paar Arme und Beine.

Die Fliegen freuten sich der Wärme, und es war ein Summen und Brummen ringsum. Am Graben spielten die Schmetterlinge, und manchmal schoß eine Schwalbe dicht am Boden hin, ganz nahe den nackten Beinchen, die da im Sande lagen.

Beide Armchen nach hinten gestemmt, sah Lisbeth Langhammer unter ihrem Flachshaar mit unbeweglichen, ängstlichen Augen nach dem Bretterzaun, der ein kleines Stück Gemüseland gegen den Weg hin einfriedigte.

Was gab es denn dort zu sehen?

O, schon etwas Rechtes! Heini Wittmaack. Schon zur ebenen Erde war er es wert, daß man ihm Beachtung schenkte. Und nun hing er gar am Zaun, die nackten Zehen in einen Spalt geklemmt, mit der linken Hand den Rand des höchsten Brettes umklammernd, und versuchte mit der rechten eine lange, blaue Fliederdolde zu erreichen, die ihm von einem jungen Bäumchen verlockend entgegenschwankte.

Ob er sie wohl bekommt?

Lisbeths Augen sahen starr auf Heinis vergebliche Versuche.

Jetzt glückt es ihm.

Aber nein, der Zweig schnellst wieder zurück.

Wie er strampelt und angelt und schnauft, der Heini. Ganz rot sieht er aus vor Eifer. Er ist dick, und es strengt ihn an. Aber er ist ausdauernd. Und jetzt, jetzt umklammert die Faust ihr Opfer. Triumph! Es ist gelungen!

Alle Spannung löst sich. Der ganze runde, dicke Heini gerät in eine zappelnde Bewegung, die Zehen ziehen sich aus der Spalte, nur die linke Hand umklammert noch ihren Halt. Hin und her pendelt Heini Wittmaack am Bretterzaun, der viel höher ist als er selbst, und die kurzen Beine suchen einen Halt am Boden. Aber

plumps liegt er auf dem Rücken, und ein fürchterliches Geschrei erschüttert die Luft. Da schließt sich Lisbeths Mündchen, und die großen, ängstlichen Augen werden ganz klein. Aber das Mündchen öffnet sich sofort wieder, und ein gleich klägliches Geschrei drückt Lisbeths Teilnahme an Heinis hartem Schicksalsfall aus.

Heini liegt noch immer auf dem Rücken, und Lisbeth sitzt noch immer, die Armchen nach hinten gestemmt und die Beinchen weit von sich gestreckt, als Frau Langhammer mit aufgestreiften Ärmeln, die nassen Hände an der blauen Schürze trocknend, in der offenen Tür erscheint. Jetzt gewahrt sie den Heini, der keine Anstalt macht aufzustehen, nur so daliegt und schreit, als hätte er alle Knochen gebrochen.

„Junge, was hast du? Junge, was ist denn?“

Sie richtet ihn auf und freut sich, daß er fest auf den Füßen steht. Sofort stellt er das Schreien ein. Er schluchzt nur noch stoßweise, als die Frau mit der weichen, roten Waschhand über seinen runden, dicken Kopf fährt und ihn tröstet.

„Was kletterst du auch auf den Zaun. Mußt auch nicht. Kannst ja Arm und Bein brechen.“

Heini schluchzt sofort wieder heftiger. Die Mutter aber drückt Lisbeth den unglücklichen Puppenrest in den Arm und sagt:

„So, nun spielt hübsch miteinander. Nicht mehr weinen. Großer Junge muß ja nicht so weinen.“

Heini saß jetzt bei Lisbeth in dem Sand. Seine wasserblauen Augen belebten sich wieder, und sein breiter Mund verzog sich zu einem blöden Lächeln. Nur die Stumpfnase war noch vom Weinen gerötet und sah mitten in dem runden, weißen Gesicht aus wie eine einsame Erdbeere in einem großen Teller Milch. Die schöne Fliederdolde aber lag zerrauft am Fuße des Zaunes.

„Hat weh tan?“ fragte Lisbeth und sah ihren kleinen Freund mitleidig an. Heini verzog die Mundwinkel, als wolle er aufs neue mit dem Weinen beginnen. Aber er beherrschte sich. Auf einmal sprang er auf und holte den Flieder. Lisbeth streckte gleich die Hand danach aus. Er ließ ihn sich ruhig wegnehmen und hockte wieder zu ihr hin, diesmal auf den Knien.

Lisbeth streifte die feinen, blauen Blüten in ihren Schoß.

„Grüße,“ sagte sie. Er verstand sie gleich, nahm einen kleinen Stein und hielt ihn ihr in seinem hohlen Fäustchen hin.

„Mußt auch was sagen,“ belehrte sie.

„Für fünf Fenniche Grüße.“

„Für fünf Fenniche habe ich nicht, ich hab man nur für zehn Fenniche.“

„Denn für zehn.“

Bald war ihnen das Kaufmannspielen langweilig, und Lisbeth schüttete die Grüße auf den Weg. Sie nahm jetzt die Puppe und fing an, sie mit Sand zu bedecken. Dieser Sand war fast schwarz. Wenn es eine Stunde lang geregnet hatte, bildete er einen schwarzen Brei. Es war nur ein Glück, daß es seit acht Tagen und länger das schönste Frühlingswetter war. Nun war es lustig, wie der schwarze Staub über den elenden Puppenbalg niederrieselte. Lisbeth hielt das Händchen ganz hoch und ließ ihn durch das Sieb der gesperrten Fingerchen laufen, und Heini machte es ihr nach.

Jetzt fing Lisbeth an, den losen Sand mit beiden Händen festzupatschen, daß es einen runden Hügel über das sieche Puppenwesen gab. Flugs patschte auch Heini darauf los, und die vier kleinen Hände patschten umeinander und aufeinander, und es dauerte nicht lange, da patschte Lisbeth nach Heini, patschte ganz energisch nach ihm.



Heini wurde rot, machte große Augen, patschte zurück und stand auf. Ohne ein Wort zu sagen, drehte er sich um und ging davon. Lisbeth spielte gleichmütig weiter. Sie sah nicht einmal auf.

Dies war am Morgen gewesen. Am Nachmittag saßen die beiden wieder zusammen, diesmal hinterm Haus und purrten jeder mit einem Stöckchen die nasse, schwarze Erde zwischen den Steinen der Gasse heraus. In dieser Gasse stand immer etwas milchiges und in der Sonne in allen Farben spielendes Wasser aus dem Waschfaß von Lisbeths Mutter; oft so viel, daß man ein Schiff darauf schwimmen lassen konnte, eine leere Streichholzschachtel oder was gerade zur Hand war. Wenn dann plötzlich aus dem Ausgusfloß ein neuer Zustrom herauschoß, und das Schifflein in den fürchterlichsten Wellen schaukelte, in gefährliche Wirbel geriet und auf Untiefen strandete — dann sprangen wohl vier kleine, nackte Beine aufgeregt über die schäumende Gasse hinüber und herüber, und ein Schiffbruch wurde statt mit Wehklagen mit einem fröhlichen Geschrei begrüßt.

Vom Grauen Esel und vom Backofen

Täglich konnte man Lisbeth Langhammer und Heini Wittmaack zusammen sehen. Heini wohnte keine hundert Schritt weit, im „Grauen Esel“. Niemand wußte zu sagen, warum diese vier kleinen, einstöckigen Wohnungen, die sich unter ein gemeinsames, langes, schwarzes Ziegeldach duckten, der „Graue Esel“ hießen. Vielleicht des Aussehens wegen, denn sie sahen jaust so grau und unscheinbar aus wie der Esel auch und standen so still und geduldig immer auf demselben Fleck, wie ja auch er es oft zu

tun liebt. Sie standen schon immer so da, ganz allein, abseits vom Wege, ins Feld hinausgestellt.

Es waren kleine Wohnungen, drei Zimmer und eine Küche, und unter dem Dach eine Kammer und etwas Bodenraum. Gerade ausreichend für eine Arbeiterfamilie, die nicht zu viele Kinder hat. Heinis Eltern hatten nur ihr einziges, eben ihn, den kleinen Dickkopf mit den dünnen rotblonden Haaren, den wasserblauen Augen und den unzähligen Sommerprossen in dem weißen Gesicht.

Die Nachbarskinder waren alle große Burschen, die schon auf Arbeit gingen, und Mädchen, die schon einen Dienst hatten. Die jüngste, die noch bei der Mutter zu Hause war, die Anna Schulz, war mit ihren siebzehn Jahren für den kleinen Heini schon eine erwachsene Person. Eine Wohnung aber im Grauen Esel stand ganz leer. Da hielt er sich denn an Lisbeth Langhammer im „Backofen“. So nannte der Spott das kleine Haus am Wege, das auch kaum viel größer als ein Backofen war.

Es gehörte, wie auch der Graue Esel, dem Bauern Schütt, dem größten Bauern im Dorfe. Rundige und die für so etwas ein Auge hatten sahen es schon an den Fenstern und Türen, die alle denselben schokoladebraunen Anstrich hatten, Peter Schütts Lieblingsfarbe. Auch auf seinem Hofe waren alle Türen und Fenster in diesem schönen Braun gehalten. Der Dorfmaler hatte schon den Griff auf die richtige Mischung. Er konnte sie im Schlaf anrühren, ohne daß sie einen Ton zu hell oder zu dunkel wurde.

Früher, als der Hof noch größer war, wohnten die Katenleute hier im Grauen Esel. Jetzt hatte der Bauer viel Land veräußert und ließ anderes, wie das um diese Arbeiterwohnungen herum, zum Verkauf liegen. Die Wohnungen aber vermietete er für ein billiges, und sie standen selten leer.

Der Bauer war ein ordentlicher Hauswirt, der von Zeit zu Zeit nach dem Rechten sehen ließ und alles in gehöriger Weise instand hielt, wenn auch nicht mehr, als man nach Recht und Brauch von ihm verlangen konnte. Selten kam er selbst. Nur bei besonderen Gelegenheiten, nach dem Einzug eines neuen Mieters, ließ er sich einmal sehen, sah sich Leute und Hausrat näher an und gab sich bieder und wohlwollend. Nur um den „Backofen“ kümmerte er sich nicht, ging vielmehr in einem Bogen, so weit das möglich war, darum herum.

Die nahe Großstadt griff schon weit hinaus auf das Landgebiet. Auf der anderen Seite des Dorfes war eine kleine Villenkolonie entstanden. Eine Straßenbahn verband sie seit kurzem mit der Stadt, und ein unternehmender Kaufmann hatte dort einen städtischen Laden aufgemacht. Es war vielleicht eine Frage schon der nächsten Zeit, ob Backofen und Grauer Esel noch lange auf ihrem Plage blieben.

Vorläufig waren für sie die städtischen Zuzügler von Nutzen, denn nun gab es Arbeit für alle Hände, die darauf angewiesen waren; Arbeit in den Häusern und in den Gärten, für die Frauen und für die Männer. Frau Langhammer aber hatte zu waschen und zu plätten vom Morgen bis Abend.

Freilich gab es Leute, die schalten über die „Eindringlinge“, die nun mit neuen Ansprüchen und Forderungen hervortraten und anfangen, aus dem stillen Dorf so allmählich eine Vorstadt zu machen.

Wie lange dauert es, sagten diese Leute, und alles Ländliche ist dahin. Keine zehn Jahre — na — —

Und sie machten eine wegwerfende Handbewegung.

Noch aber war es nicht so weit. Drei große Bauernhöfe zeigten

noch ihre mächtigen Strohdächer. Auf den Wiesen umher brüllte das Vieh. Und wenn der Wind daherflog, gab es ein herrliches Rauschen und Brausen oder ein liebliches Säuseln — je nachdem er es trieb — in den breiten Wipfeln alter, hoher Bäume, knorriger Eichen, mächtiger Linden und breitschattender Kastanien. So viele Kastanien! Tausend, sagte Heini Wittmaack. Auf allen Wegen lagen die geplatzten, stacheligen Schalen und daneben die mahagonibraunen, blanken Früchte. Heini Wittmaack versäumte nie, sich die Taschen voll zu stopfen. Zu Hause schüttete er die Kastanien in einen großen Pappkasten, wo sie dann meist unbeachtet lagen. Manchmal aber kniete er davor, wühlte mit den dicken Fäustchen darin und freute sich, wenn sie alle so durcheinander purzelten. Andere Jungen machten Körbchen daraus oder Schiffchen. Aber das verstand Heini noch nicht, und da war auch keiner, der es ihm zeigte. Sein Vater hatte wenig Zeit für ihn. Früh mit der Sonne stand er auf und ging an die Arbeit, und abends kam er müd nach Haus, aß soviel nur da war, und schlief hernach bald ein. Da wußte er kaum mal, wieviele Kastanien der Heini im Kasten hatte. Tausend!

Den Eicheln ging es nicht viel besser als den Kastanien, auch sie wurden eingesackt. Aber den Bucheckern wurde mehr Ehre angetan, sie wurden verspeist, und Heini verdarb sich einmal gründlich den Magen daran, der gefräßige kleine Kerl, dem die Lust am Essen aus den Augen sah und von den Backen leuchtete, wenn er sein Rauwerk so recht in Betrieb gesetzt hatte. „Gott sei Dank, daß wir nur den einen haben,“ sagte seine Mutter manchmal.

Hätte Lisbeth Langhammer den gleichen Appetit entwickelt wie ihr kleiner Spielfkamerad, Frau Langhammer hätte wohl mit noch mehr Recht solchen Geufzer ausstoßen dürfen, denn sie mußte

allein sorgen, während Heinis Eltern beide einen mäßigen Verdienst hatten, so daß es zusammengetan zum sattwerden reichte. Aber Lisbeths kleiner und zarter Körper schien nicht viel Speise zu bedürfen. Die Mutter mußte wohl gar mahnen und bitten: „Wer nicht ißt, wird nicht groß.“ Aber Lisbeth war ja satt. Was sollte sie denn noch mehr. Und gesund war sie auch. Und was das Großwerden anbelangte, das war ihre kleinste Sorge.

„Lisbeth all ganz groß, Heini man klein.“

Nichts ärgerte Heini mehr, als wenn sie größer sein wollte als er.

„Ich bin grad so groß wie du,“ sagte er dann zornig. Und dann lief sie zur Mutter und wollte Beistand. „Lisbeth all ganz groß, Heini noch ganz klein.“

Verdenken konnte man es dem Heini nicht, wenn er zornig wurde. War er doch nicht nur just so groß, sondern auch just so alt wie die Lisbeth, wenn er sich nicht auch noch die sechs Wochen anrechnen wollte, die er früher auf die Welt gekommen war.

Doch über ihr Alter gerieten sie nicht in Streit. Es war auch zu schwer zu behalten, wie alt man war. „Dei Jahr,“ sagte Lisbeth noch immer, obgleich sie das vierte schon bald hinter sich hatte. Und Heini machte ein verlegenes Gesicht, wenn man ihn nach seinem Alter fragte. Einmal sagte er in Lisbeths Gegenwart ganz feck: „Sieben Jahr.“ Er wußte sich nicht anders zu helfen. Und Lisbeth blieb ganz ernsthaft. Sieben Jahr war eben auch ein Alter. Warum sollte Heini nicht sieben Jahr alt sein? Der Frager aber sah den kleinen Burschen von oben bis unten an und lächelte ungläubig. „Dann wachst man noch tüchtig,“ sagte er.

Das war vor einem Jahr gewesen. Inzwischen waren sie beide wieder ein wenig gewachsen, ohne daß eines einen Vorsprung er-

reicht hätte. Nur in die Breite, da war Heini mächtig vorgeschritten. Lisbeth aber konnte wie ein Bleistift aussehen, wenn sie steif da stand und die mageren Armchen hängen ließ. Nur die Ohren störten dieses Bild, etwas große Ohren, die von dem kleinen Kopf unschön abstanden, aber es waren zarte, fast durchsichtige Ohren, und wenn die Sonne darauf schien, konnten sie ganz rosig leuchten. Und zwischen diesen zarten, rosigen Ohren saßen zwei große, dunkelbraune Augen in dem blassen Gesichtchen und eine kleine, niedliche, spitze Nase. Aber zuerst fielen einem doch immer diese Ohren auf, und Frau Langhammer dachte manchmal: „Daß das Kind auch diese Ohren haben muß. Wieviele Hände werden sich noch daran vergreifen.“

Bis jetzt aber war sie die einzige, die manchmal eines davon zwischen ihre harten Finger nahm, wenn sie es auch hernach jedesmal bereute. Aber sie war selbst als Kind viel gezaußt worden. Dagegen hatte es die Lisbeth wahrlich gut und konnte sich nicht beklagen.

Eine erste Bekanntschaft

Im Grauen Esel gab es etwas zu sehen: in die leere Wohnung zogen neue Mieter. Heini und Lisbeth hielten sich etwas abseits von den anderen Kindern, die sie nicht kannten, und die Gott weiß woher gekommen waren und jetzt den mageren Schimmel umringten. Der Schimmel war halb abgesträngt, und der Futtersack hing ihm um den Hals. Er prustete in den Sack, daß der Häcksel umherflog, schlenkerte den Sack hin und her und vertiefte sich dann wieder in die Beschäftigung des Rauens.

Die Kinder tätschelten und streichelten ihn und krauten ihm die weiße Bleß und sagten „Lisch“ zu ihm. Und wenn er nur den Kopf ein wenig hob, sagten sie „Brrr Lisch!“ als ob er gleich davon wollte. Er schenkte übrigens seinen Bewunderern und Schmeichlern nicht die geringste Beachtung. Vielleicht kränkte es ihn, daß sie Lisch zu ihm sagten, denn er hieß eigentlich „Jakob“.

Der kleine Wagen hinter ihm war mit allerlei Hausrat hoch beladen. Zwei Männer und eine Frau waren fleißig dabei, alles ins Haus zu schaffen.

Heini und Lisbeth hatten mehr Augen für diese Dinge als für den Schimmel. Was war aber auch alles auf dem Wagen! Jedes Stück erregte ihre Neugier und Bewunderung. Da war ein Stuhl. Lisbeths Mutter hatte nur schlichte Holzstühle, weiß gescheuert. Dieser Stuhl war von einem schönen, blanken, braunen Holz und hatte ein Sitzpolster aus schwarzem Haartuch. Und da war noch ein solcher. Und noch einer. Vier solcher schöner, blanker Stühle! Und jetzt kam eine Waschbalge, vollgepackt mit allerlei kleinen Sachen. Die war nun nichts besonderes. So eine Balge hatte Lisbeths Mutter auch, sogar eine viel größere. Aber nun wieder — ein goldener Spiegel. O dieser Glanz! Bei Heini zu Hause hing auch so ein Spiegel überm Sofa, aber Lisbeths Mutter hatte nur einen ganz kleinen in der Kammer hängen, mit gesprungenem Glas. Wie reich waren doch diese neuen Leute! Auch Blumentöpfe besaßen sie und eine Petroleumlampe. Wie konnte man nur so viel Sachen auf einmal haben.

Und was war nun das gar? Ein Vogelbauer, ein großes, blankes Vogelbauer. Freilich war es leer. Aber die Messingstäbe blitzten in der Sonne, daß es eine Pracht war. Heini reckte seinen kurzen Hals, soweit er konnte. Am Ende war doch ein Vogel in

dem Bauer. Er wagte sich sogar ganz in die Nähe Jakobs, weil er von da aus besser das blinkende Vogelhaus mit seinen großen, neugierigen Augen verfolgen konnte. Aber da bekam er einen Knuff von einem kleinen Jungen, der einen halben Kopf größer war als er. So unversehens bekam er den Knuff, daß er sich im ersten Schrecken ganz gegen seine Gewohnheit zur Wehr setzte. Doch der andere war stärker und stieß ihn zurück. Wie ein Sack plumpste Heini hin.

Blarrrrr . . .

Alle viere streckte Heini von sich.

Blarrrrrrrrrr.

Als keiner sich um ihn kümmerte, auch Lisbeth ihn nur mit einem gespannten Ausdruck beobachtete, stand er endlich von selbst auf.

Lisbeth nahm ihn bei der Hand. Einen Augenblick sah sie ihn unsicher, ängstlich von der Seite an. Natürlich heulte er jetzt nur noch stärker. Da füllten sich auch ihre Augen langsam mit Tränen, und plötzlich riß auch sie ihr Mündchen weit auf.

Blarrrrrrrrrr.

Hand in Hand zogen sie ab. Und Blarrrrr machten die Jungen hinter ihnen her.

Das war die erste Berührung zwischen Heini Wittmaack und Peter Plambek gewesen. Aber nach und nach freundeten sie sich an. Peter fand ja keinen anderen Spielkameraden im Grauen Esel. Schon am nächsten Tag tat er, als sei nichts vorgefallen. Die Hände in den Hosentaschen stellte er sich vor Heini hin und sagte:

„Wie heißt du?“

„Heini.“

„Ich heiße Peter. Hast du auch Eltern?“

„Meinst nicht?“

„Wo wohnt ihr?“

„In Nummer 1.“

„Wir in Nummer 4.“

Peter sagte das in einem Ton, als wäre es einige Grade vornehmer, in Nummer 4 zu wohnen als in Nummer 1.

„Wollen wir spielen?“ fragte er.

Heini dachte an den Knuff von gestern und sagte etwas zögernd ja.

„Wir wollen Pferd spielen,“ entschied Peter, „ich bin der Reiter, und du bist das Pferd.“

Er zog eine etwas schmierige Leine aus der Tasche, wobei er allerlei nichtsnutzige Sachen mit herausriß, die Heini ihm wieder auf sammeln half. Dann wurde Heini an die Leine gelegt.

„Hü!“ rief Peter.

Und Heini setzte sich in Bewegung. Ordentlich galoppieren tat er mit seinen kleinen, dicken Beinen und schlug hintenaus und wieherte. Gestern hatte Peter ihn geknufft, und heute durfte er sein Pferd sein! Heini versuchte sein möglichstes, um sich dieser Ehre würdig zu zeigen. Selten sah man ein so wildes und mutiges Pferd.

Als sie bei Lisbeth vorbeikamen, die wie gewöhnlich vor der Tür spielte, bäumte er sich ordentlich und wieherte und tat, als ob er durchgehen wollte. Aber Peter brachte ihn mit einem Ruck zum Stehen.

„Brrrr!“

Heini stand, warf den Kopf wie ein feuriges Pferd vor und zurück und scharrte mit dem Fuß.

Lisbeth saß ganz starr.

„Willst du mitspielen?“ fragte Peter.

Heini mußte sie erst mit einem „man zu“ ermuntern. Da erhob sie sich langsam.

Peter nahm sie ohne weiteres am Arm und schirrte sie an.

„Ihr müßt euch anfassen,“ kommandierte er, und sie faßten sich gehorsam an.

„Aber die Puppe mußt du hier lassen!“

Lisbeth sah hilflos auf ihre Puppe. Doch Peter riß ihr die Mißgestalt einfach aus dem Arm und schleuderte sie verächtlich in den Sand. Bis dicht an die Haustür flog der Balg. Liese warf ihm einen erschrockenen Blick nach. Sie hätte gern geweint; aber das Wunderliche, daß sie nun plötzlich Pferd war und mit dem bösen Peter Plambeck spielen durfte, beherrschte sie doch gar zu sehr.

„Hü!“ rief Peter.

Und nun ging es zweispännig. Ei, war das ein ungleiches Gespann! Das dicke, fette Leitpferd konnte sich nicht genug tun in Capriolen und Schnaufen. Es war schon ganz in Schweiß gebadet und sprang doch immer noch, als wollte es sich eine doppelte Ration Futter verdienen. Aber das magere Handpferd lief in einem gleichmäßigen, etwas trippelnden Trapp. Nur dann und wann versuchte es auch einen mutwilligen Sprung und wieherte. Ein schüchternes, feines, helles Wiehern.

Als sie wieder beim Backofen angelangt waren, warf Peter die Leine hin.

„Was wollen wir jetzt spielen?“

Aber er wartete die Antwort nicht ab, sondern ging stracks auf die Tür zu, stellte sich, die Hände in den Hosentaschen, dort auf und sah hinein.

Salte, Drei gute Kameraden.

Da kam Frau Langhammer ihm entgegen. Ein Geruch von Chlor und grüner Seife umgab sie.

„Na, Jung, wer bist du denn?“

Sie faßte ihn unters Kinn und sah ihn freundlich an.

„Peter Plambeck,“ war die prompte Antwort.

„So, bist du das? Habt wohl schon miteinander gespielt? Das ist recht.“

Inzwischen waren auch Heini und Lisbeth näher gekommen, verwundert über Peters Dreistigkeit. Sie waren noch zusammengeschirrt.

„Habt ihr Pferd gespielt?“ fragte Frau Langhammer.

„Junge, bist du heiß, mußt auch nicht zu doll toben.“

Sie fühlte mit dem Handrücken, ob auch Lisbeths Wangen heiß waren.

„Nun ruht euch man mal aus.“

„Ausruhen? Nein. Wir spielen gleich wieder weiter!“ rief Peter überlegen und verächtlich.

„Lisbeth bleibt aber hier,“ entschied Frau Langhammer, „sie soll gleich Frühstück essen.“

Frühstück essen! Heini spitzte die Ohren. Lisbeth sollte Frühstück essen, und er sollte noch einmal mit Peter herumrennen und Pferd sein. Es regte sich etwas in ihm dagegen. Frau Langhammer schirrte die beiden Pferde ab und nahm Lisbeth mit ins Haus. Heinis hungrige Augen folgten ihr. Er ging ein paar Schritte nach bis auf den Flur. Auf einmal machte er kehrt und rannte, so schnell seine kurzen Beine ihn tragen konnten, dem Grauen Gesel zu.

„Wo willst du hin?“ rief Peter.

„Frühstück essen,“ klang es keuchend zurück.

Peter nahm langsam die Leine zusammen und stopfte sie in die Tasche. Dabei fiel sein Blick auf Lisbeths Puppe, die noch dalag, wohin er sie geschleudert hatte. Er hob sie auf, warf sie hoch in die Luft und verzog keine Miene, als sie aufs Dach fiel und da liegen blieb.

Als Lisbeth mit einem großen Butterbrot wieder zurückkam, war kein Heini und kein Peter mehr da. Sie suchte ihre Puppe. Auch die war weg. Da setzte sie sich auf die Schwelle und biß in ihr Brot. Sie hatte wirklich einen Pferdehunger bekommen. So herumzuspringen war sie nicht gewohnt. Mit Heini allein kam man nicht weit vom Fleck.

Ob der Peter wohl wieder kommen würde?

Sie einfach so beim Arm zu nehmen und anzuseilen! Und dann hatte sie laufen müssen! Sie hatte beinahe nicht mehr gekonnt, und die Leine hatte immer so geschnirrt, wenn Peter hü! rief und anzog. Es hatte ein paarmal ordentlich weh getan. Aber dann hatte sie jedesmal gewiebert, um es sich nicht merken zu lassen.

Wie der Heini aber wiehern konnte, das war nun einzig! Ganz wie ein Pferd. Und wie wild er sein konnte. Sie kaute mit beiden Backen und dachte, wie schön das doch gewesen war.

Peters Vater

Peters Vater arbeitete am Hafen. Das war ein langer Weg bis dahin, aber die neu eröffnete Straßenbahn kam ihm zu statten. Er hätte sich sonst auch wohl besonnen, so weit hinaus zu ziehen, trotzdem die Mieten in der Stadt immer uner-schwinglicher wurden. Peters Mutter aber hatte eine Vorliebe für das Landleben, und sie war des Wechsels sehr zufrieden. Sie hatten

bisher in einem engen Hof gewohnt, wo man sich aus den gegenüberliegenden Häusern die Hand zum Fenster hinausreichen konnte, über eine übelriechende Gasse hinweg, die mitten durch den schmalen Hof floß. Wenig Sonne hatte da geschienen. Der Wind hatte vom Strom her, wenn er günstig wehte, gerade in den Hof hinein- und die schlechten Dünste daraus hinausfegen können. Aber er hatte auch viel Spektakel gemacht mit den klappernden Fenstern, den alten Dachrinnen und der einzigen Laterne, die den Eingang zu diesem Hof in der Nacht erhellte. Freilich konnte er auch unterhaltend sein, der Wind. Lange Geschichten wußte er, von der See und den Schiffen draußen, von guter und schlechter Fahrt. Und wer am Hafen wohnte und arbeitete, war vertraut mit ihm und horchte hin, wenn er etwas sagte.

Aber den Wind hatten sie hier draußen auch, und sie hörten ihn auch hier seine alten Geschichten erzählen und sahen dabei den Mastenwald im Hafen vor sich und die gepeitschten Wellen des Stromes. Wenn er aber nicht wehte, vergaßen sie das alles und freuten sich der neuen Umgebung. Hier war Sonne, hier war Raum, hier war reine Luft. Was an üblen Gerüchen hier war, erinnerte doch zugleich an Segen und Wachstum und war nötig.

Segen und Wachstum. Sie sahen viel davon um sich herum. Auf den fetten Wiesen und den großen Feldern der Bauern und in den Gärten der Kleinen Leute. Und sie bauten selbst ihren Kohl und ihre Kartoffeln und pflanzten Petersilie und Dill und andere Küchenkräuter und hatten ein paar Blumen, an denen sie sich erfreuten, und konnten nach Feierabend im Grünen sitzen und dem letzten Vogelgezwitscher zuhören. Das war Peters Mutter in ihrer Jugend gewohnt gewesen, und seinem Vater gefiel es jetzt auch nicht übel.

Früher saß er manche Stunde in einer der engen Schenkwirtschaften, deren es am Hafen so reichlich gab; in jedem dritten Hause war eine. Er war kein Wirtshausläufer und trug nicht mehr von seinem Arbeitslohn dahin, als er verantworten konnte. Aber manchmal stand es doch auch mit der Verantwortung auf schwachen Füßen. Dann war aber immer irgend etwas, was ihn entschuldigte. Einmal war ein alter Segelschiffskapitän von einer langen Reise zurückgekehrt und gab seine langen Geschichten zum besten, deren Ende man doch gern hören wollte. Ein andermal war irgend eine Erregung unter den Leuten, wegen eines ausgebliebenen Schiffes, wegen einer drohenden Arbeitseinstellung oder eines Unglücks, das hier in dem bewegten Getriebe nichts Seltenes war. Da konnte man nicht so davonlaufen; ging es einen doch auch meist selbst mit an. Jetzt aber war dafür keine Zeit über. Der Weg zu Frau und Kind war weit, und es hieß, sich nicht aufhalten.

Um wieviel schöner war es hier draußen. Jeden Monat konnte man ein paar Mark beiseite legen, die früher mit für die Miete draufgegangen waren. Das war nicht das Schlechteste bei dem ganzen Tausch. Leute, mit denen man ein Wort über das Wetter oder über die schlechten Zeiten sprechen konnte, gab es hier draußen auch. Man konnte es ganz bequem haben, über den Zaun hinweg, wenn man sich hinterm Hause unterhalten wollte, von Bank zu Bank, wenn man vorzog, es vorm Hause zu tun. Jeder hatte im Grauen Esel seine Bank vor der Tür stehen, auf der es sich nach getaner Arbeit gut saß, oder auch bei wählender Arbeit, wie Strümpfe stopfen, Kartoffeln schälen, Kohl putzen oder dergleichen. Natürlich war das nur für die Frauen. Die Männer saßen dabei, schlugen die Beine übereinander und rauchten. Nur Heinis Vater rauchte nicht, dafür ging er manchmal mit seiner

großen Schnupftabaksdose von Bank zu Bank und bot allen eine Prise, worauf er selbst auch eine nahm und kräftig nieste. Es bekümmerte ihn, wenn die andern nicht niesten. Das sei die Hauptsache, das Wohltätige dabei, sagte er. Sonst hätte das Schnupfen gar keinen Zweck. Und aus diesem Grunde nahm er denn auch wohl jedesmal eine so reichliche Portion des beizenden, dunkelbraunen Staubes. Wer darauf achten wollte, konnte an jedem schönen Sommerabend vom Grauen Esel her ein kräftiges Niesen herüberschallen hören.

Aber es gab andere Sachen, worauf man lieber achtgab. Da war die Handharmonika, die Peters Vater so hübsch zu spielen wußte und mit der er Neues und Schönes in den Grauen Esel gebracht hatte. Er konnte Lustiges und Trauriges spielen, Tänze und Lieder, und reihte unerdrossen eins ans andere. Sein Lieblingslied war:

Freut euch des Lebens, so lang noch das Lämpchen glüht,
Pflücket die Rose, eh' sie verblüht.

Und nachdem sie es ein paarmal mit angehört hatten, sungen die Frauen an, es mitzusingen. Erst eine, ganz vom andern Ende des Grauen Esels her, die Anna Schulz, die ihre helle Stimme nicht länger an sich halten konnte. Und dann wurde es allgemein üblich:

Freut euch des Lebens, so lang noch das Lämpchen glüht.

Das klang wohl schön, wenn es auch nicht kunstvoll klang. Denn es waren stille, arbeitsmüde Menschen, die hier am Abend ihre Stimmen wieder erhoben und ihrer Freude am Leben sich bescheiden bewußt wurden. Und das ist immer schön. Und im



Backofen öffnete sich wohl manchmal ein Fenster, und Frau Langhammer, die immer noch spät bei der Arbeit war, ließ das Plätt-eisen einen Augenblick ruhen und lauschte, die Arme auf das Fensterbrett gelegt, dem Abendlied des Grauen Esels:

Freut euch des Lebens, so lang noch das Lämpchen glüht.
Pflücket die Rose, eh' sie verblüht.
Man schafft so gern sich Sorg' und Müh',
Sucht Dornen auf und findet sie
Und läßt das Veilchen unbemerkt,
Das dort am Wege blüht.

Lisbeth lag oft schon in ihrem Bettchen und hörte von da nun die Stimmen durch das offene Fenster schallen, wenn sie nicht schon schlief, was meistens der Fall war. Frau Langhammer hielt darauf, daß sie zeitig in die Federn kam. Kinder brauchen viel Schlaf. Auch mochte sie erleichtert sein, wenn das kleine Ding endlich geborgen war.

Heini und Peter aber trieben es länger, und wenn sie nicht mit offenem Mund bald den Spieler, bald das Instrument anstarrten, tummelten sie sich vor den Füßen der Erwachsenen im Sand des Weges, bis Heini zuerst den Schoß der Mutter aufsuchte und mit einem schmeichelnden Anlehnen seines dicken Blondkopfes seine Müdigkeit kundgab, worauf auch er bald in seine Kissen gesteckt wurde. Dann blieb der Peter noch eine Weile allein auf, stolz auf sein Alter, das ihm dieses Vorrecht gewährte. Der kleine Heini gehörte ins Bett. Aber er, Peter Plambek, hatte das nicht nötig. Es war wirklich ein seliges Bewußtsein, schon so ein großer Junge zu sein.

Peter, der Entdecker

Sie waren jetzt immer beisammen, das Backofen-Mädel und die Grauen Esels-Jungen. Sie konnten hier ohne Gefahr auf Wegen und Wiesen spielen. Barfuß liefen sie, nun es wärmer und wärmer wurde und der Sommer sein goldenes Reich weit auftrat.

Und die Welt wurde immer größer. Ja, das wurde sie, dafür sorgte der Peter.

Wenn so ein Stadtjunge aufs Land hinauskommt, kommt er in eine neue Welt. Und ist er kein Blöder und Blinder, so ruht er nicht eher, bis er sie in allen Winkeln erforscht hat. Und Peter war aus einer Stadtgegend, wo ein freier Wind wehte, wo ein Ausguckloch war auf die ganze große Welt da draußen. Bis nach Amerika konnte man da sehen, und Indien und Australien, ja um die ganze Welt herum. Man brauchte nur einen Spaziergang am Hafen zu machen, und man sah von allen fünf Weltteilen etwas. Und wo war man anders als kleiner Junge, der noch nicht in die Schule ging, als am Hafen, vom Morgen bis Abend, überall dabei, überall dahinter her, überall mit Augen, Ohren und Nase auf dem Anstand, ob es nicht irgendwo etwas Neues gäbe. Und das wird zur Gewohnheit, und man hockt nicht gern lange auf dem Fleck und wird rund und dick dabei, wie der Heini. Nein, man läuft umher, reckt den Hals, steckt die Nase in jede Spalte und fragt: was ist das? wie heißt du? wer wohnt hier? was willst du? und dann bekommt man Antwort. Erschreckt, verwundert, ärgerlich, belustigt, scheltend, aber man bekommt Antwort. Und dann ist man klug und kennt die Welt.

Und nun sollten auch Heini und Lisbeth sie kennen lernen, der Peter sorgte dafür.

Wann hatte man je von Bauer Brinckmanns Schweinestall gehört? Und er hatte einen richtigen Schweinestall mit richtigen Schweinen. Peter entdeckte es. Durch ein Loch in der Planke konnte man sogar sehen, was da in dem Schweinestall vorging.

Hören konnte man es schon von weitem. Das Grunzen der großen Schweine und das helle Quieken der kleinen Ferkel. Lisbeth hörte es gar zu gern. Aber lustiger war es doch noch, sie zu sehen. Es waren eine ganze Menge drolliger Schweinchen. Tausend, sagte Heini, und Peter lachte ihn aus.

„Was du dir einbildest, höchstens hundert.“

In Wahrheit waren es aber nur neun bis zehn Ferkelchen, die da um das Schweineelternpaar herumtollten. Besonders eines war gar zu drollig und hatte Lisbeths ganze Liebe. Es war das ausgelassenste von allen und warf die Beine so puzlustig beim Laufen, ganz so wie Heini, wenn er Pferd war. Es war jedenfalls das richtige Beinwerfen, wenn man zeigen wollte, was für ein strammes und mutiges Schweinchen man war.

Von diesen Schweinen bekam Frau Langhammer oft und viel zu hören, und auch Heinis Großmutter mußte auf ihrem Platz in der Ofenecke eine ganz besondere Vorstellung von Lorenz Brinckmanns Ferkelchen bekommen, als fast übernatürliche, mit besonderen Gaben ausgestattete Wesen.

Aber diese Schweinchen waren nicht das einzige, was Peter Plambeck ausfindig gemacht hatte. Ein anderer Nachbar hatte Truthennen auf seinem Hühnerhof, sechs schneeweiße Truthennen. Ob Lisbeth die wohl je im Leben zu sehen bekommen haben würde, wenn Peter Plambeck sie nicht ausgekundschaftet hätte?

„Luthühner,“ sagte Lisbeth, und wenn die schönen großen, weißen Vögel über den Hof spazierten und ein trompetenartiges Rollern hören ließen, konnte Lisbeth wohl glauben, daß es „Luthühner“ wären.

Schafe und Kühe hatte sie schon gesehen. Manchmal zog der Schafhirte mit seiner ganzen Herde am Backofen vorbei. Das war ein Getrippel und ein Geblök und Gemäh. Der Spitz lief aufgeregt hin und her und bellte und hielt alle auf dem rechten Weg, nicht ohne Mühe; denn an den Gräben wuchsen saftige Kräuter, und jedes nahm gern ein Maul voll davon mit.

Auch Kühe trotteten des Weges, wenn sie auf die Weide zogen, und war es an der Zeit, trieb der Schlachter ein paar Kälber vorüber. Aber nun hatten sie auch Kühe und Kälber und Ochsen auf der Koppel gesehen, ja sogar einen Bullen. Aber das allerschönste waren doch Bauer Merckels Pferde. Hui, konnten die galoppieren. So konnten es Heini und Brinckmanns Ferkelchen doch nicht. Auch muntere Füllen waren dabei. Waren die erst lustig! Wie der Wind stürmten sie über das grüne Feld und schlugen hintenaus und taten wahrhaftig manchmal, als wollten sie sich auf den Kopf stellen.

Jetzt sah man erst, wie ein richtiges Pferd sich benimmt. Heini war gewiß ein ganz braves Menschenrößlein, was den guten Willen anbelangte, aber tatsächlich glich sein Laufen doch mehr dem von Bauer Brinckmanns rosigem Schweinchen. Ja, ja, hier konnte Heini etwas lernen. Freilich, eins war zu seinen Gunsten zu sagen: alle Füllen waren schlanker als er, keines hatte so kurze, dicke Beinchen. Eins hatten sie aber mit Heini gemeinsam: wenn man ihnen etwas zu essen hinhielt, ließen sie sich nicht lange bitten. Obgleich sie das schöne, grüne Gras rings um sich hatten und nur

den schlanken Hals zu biegen brauchten, um sich einen saftigen Bissen auszuraufen, sie kamen doch eigens ans Gatter, um ein paar Halme aus Peters Hand zu fressen.

Der Peter fürchtete sich aber auch vor gar nichts! Einfach so die Hand hinhalten, ohne bange zu sein, daß man gebissen wird. Wer macht das nach? Natürlich Heini. Der Heini macht alles nach. Aber als das Pferdchen zuschnupperte, ließ er ängstlich das Gras fallen, und der Peter lachte ihn aus.

Lisbeth entschuldigte den Heini. Er war ja noch so klein. Seit sie an dem größeren und lebhafteren Peter einen Maßstab für seine Minderwertigkeit hatte, fing sie ordentlich an, ihn zu bemuttern.

„Heini, tu das nicht.“

„Heini, du fällst!“

„Kannst du auch noch laufen, Heini?“

Heini merkte das zuerst gar nicht. Als es ihm aber unbequem wurde, wußte er sich nicht anders zu wehren als mit einem ärgerlichen „Ach du!“ Das nahm nun Lisbeth nicht schwer, bis er sie einmal heftiger anfuhr: „Dumme Dirn, was hast du immer!“ Da war sie tief gekränkt. — „Dumme Dirn!“

Heini hatte „dumme Dirn“ zu ihr gesagt. Und in Peters Gegenwart. Sie wurde blutrot. Und um Peter zu zeigen, daß sie keine dumme Dirn sei, sagte sie recht lang und gedehnt „Läh“ und streckte die Zunge aus, auch recht lang und gedehnt. Das tat sie! Und es war ihr den ganzen Tag über ein Triumph, daß sie es getan hatte. Und noch abends im Bett dachte sie mit Genugtuung daran. Peter war doch viel, viel netter als Heini.

Aber am nächsten Morgen hatte Heini einen Apfel und ließ sie abbeißen. Da war er wieder der alte Heini.

Ein spätes Begräbnis

Es ist Winter geworden. Eines Tages hatte es angefangen zu schneien, bei leichtem Ostwind. Ganz feine, weiße Flöckchen. Wiesen und Felder hatten nach ein paar Stunden ausgesehen wie Frau Langhammers Pfannkuchen, wenn sie für Lisbeth ein wenig Zucker darüber gestreut hat. Und es war so dabei geblieben mit dem Schneien, und am zweiten Tag hatten Wiesen und Felder schon ausgesehen wie Heinis Pfannkuchen, die ihm die Großmutter zuckerte. Also Winter ist es geworden, und Heini sitzt im Backofen bei Lisbeth. Peter spielt draußen. Er kann die Kälte besser vertragen. Jetzt kommt er hinein, um zu sehen, was die beiden machen. Ganz ungeniert wie immer stampft er ins Haus, und eine ganze Menge Schnee und Schmutz bringt er an den Stiefeln mit. Jetzt im Winter trägt er natürlich Stiefel, Krempers. Die Jungen haben alle Krempers. Alle. Es gibt nach Peter keinen Jungen auf der ganzen Welt außer Heini, der keine Krempers hat. Und Heini beneidet ihn um seine hohen Schaftstiefel. Heini hat nur gewöhnliche Knöpfstiefel. Er ist ja auch noch so klein.

Jetzt kniet Heini auf einem Stuhl, stützt beide Ellbogen auf den Tisch und stemmt die Fäustchen gegen seine dicken Backen. Lisbeth kniet an der anderen Seite des Tisches auch auf einem Stuhl und rührt mit einem zerbrochenen Holzlöffel in einem Häufchen weißem Sand herum, dann und wann von einem anderen kleinen Sandhäufchen eine Prise hinzutruend, wie man Salz an die Suppe tut. Einige Steinchen schwimmen als Klöße in dieser Sandsuppe.

Heini sah mit der ganzen Andacht eines Jungen zu, dem Essen

über alles geht. Seine wasserblauen Augen verfolgten jede Bewegung der kleinen Köchin.

„Jetzt noch ein bißchen Zucker,“ sagte er.

Lisbeth nahm von demselben Haufen, von dem sie Salz genommen hatte, eine Fingerspitze voll Zucker, und da gerade stampfte Peter herein.

Verwundert betrachtete er die Sandwirtschaft auf dem Tische. Nicht ohne Teilnahme. Aber als er dahinterkam, daß hier gekocht wurde, drückte sein ganzes Gesicht Verachtung aus.

„Mensch, wir wollen 'nen Schneemann machen!“ rief er. „Komm doch, Mensch!“

Heini löste sich langsam aus seiner behaglichen Stellung. Es war so kalt draußen, und hier war es so warm und gemütlich. Aber wenn Peter sagte, komm, war Heini schon halb da. Gegen Peters Willen wagte er keinen Einwand.

Peter verschwand mit Heini, einen Klumpen Schnee und Schmutz zurücklassend, der sich langsam in der Wärme auflöste. Aber es dauerte gar nicht lange, da war Heini wieder da, mit roter Nase und mit roten Händen, in die er mit aller Macht hineinhauchte. Und das Wasser stand ihm in den Augen.

„Bleib du man hier,“ sagte Lisbeth, „laß ihn man allein spielen.“

Aber Heini war kaum wieder auf seinen Stuhl hinaufgeklettert und hatte die roten Fäustchen gegen die verrostenen Backen gestemmt, da kam auch der Peter wieder.

„Mensch, so komm doch!“ — Aber diesmal widerstand Heini.

„Lieschen!“ sagte Peter verächtlich und warf die Tür zu.

„Wenn es so kalt ist,“ verteidigte sich Heini und rührte sich nicht vom Fleck.

Lisbeth rührte schweigend in ihrem Sandhaufen herum. Mit einmal aber erklärte sie: „Ich mag nicht mehr kochen,“ und ging hinaus. Einer gegen zwei, das überstieg Heinis Kräfte. Er ging auch hinaus. Nicht sehr schnell, aber er ging doch.

Peter tat, als hätte er es gar nicht anders erwartet.

„Fein wird er!“ rief er eifrig. „Jetzt kommt der Kopf.“

So bauten sie denn zu dritt an dem Schneemann. Als er fertig war, konnte er sich wirklich sehen lassen. Und das beste war, den Heini froh nicht mehr. Seine Backen glühten, und sein Stumpfnäschen glich einem Rosenknöspchen.

Eines Tages kam Peter gar mit einem kleinen Handschlitten angezogen, den ihm sein Vater aus Kistenbrettern zusammengeschlagen hatte. Lisbeth durfte drauf sitzen und mit zwei so feurigen Pferden, wie Peter und Heini, umherkutschieren. Sie hatte ordentlich eine Peitsche in der Hand, eine lange Gerte, womit sie ihre Pferde tüchtig antrieb. Sie schlug wirklich zu, meist freilich auf Heini. Beim Peter getraute sie sich es noch nicht so recht.

Manchmal aber saß auch der Heini im Schlitten, und Lisbeth war mit Pferd. Dann wurde jedesmal umgeschmissen; denn der Peter hatte seine Freude daran, wenn der dicke Heini in den Schnee kugelte.

Zu Weihnachten bekam Peter gar einen größeren Schlitten, mit einer hohen Rücklehne, den konnte man auch schieben. Den hatte ihm auch wieder der Vater gemacht. Da schenkte Peter den alten an Lisbeth, und Heini hatte mit einemal das Zusehen, wenn ein jeder mit seinem Schlitten absauste. Dafür hatte er eine schöne Husarenmütze und eine Trompete zum Christfest bekommen und konnte salutieren und blasen, wenn Peter und Lisbeth wieder vorfuhren. Und wenn er dem Peter erlaubte, den Kriegshelm auf-

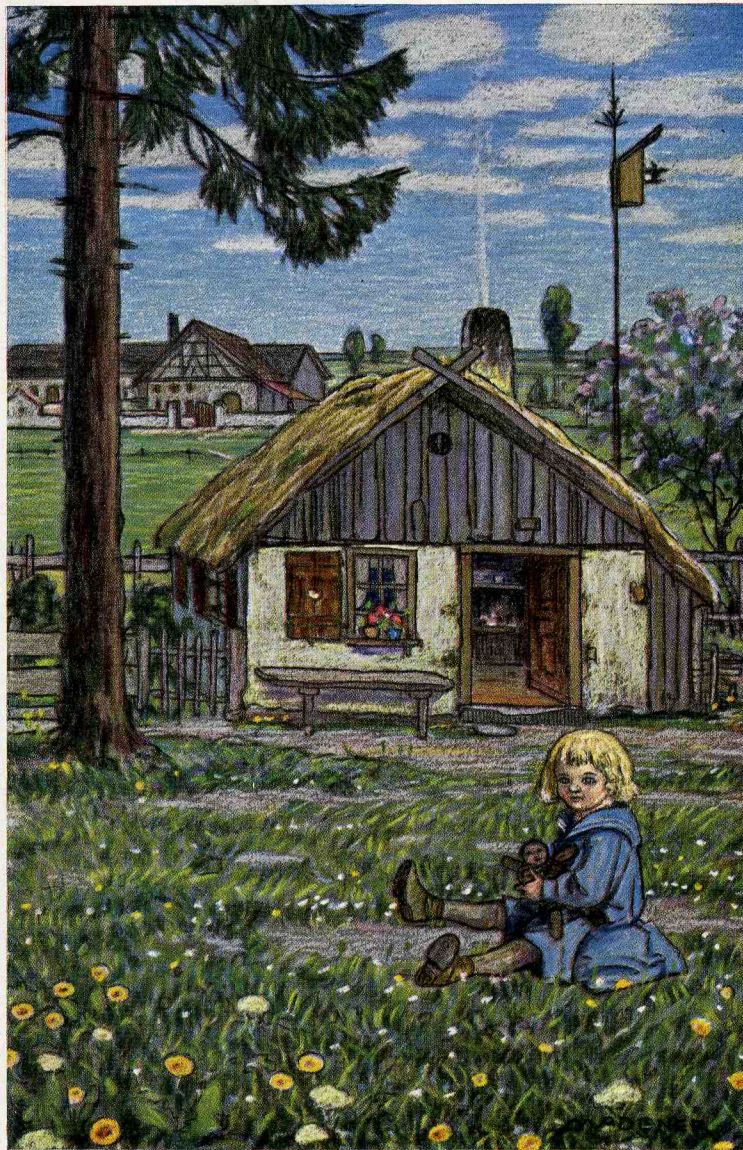
zusetzen und in die Trompete zu stoßen, durfte er dafür dessen Schlitten haben.

Lisbeth hatte eine neue Puppe erhalten, nicht ganz so groß wie die alte, aber dafür um so schöner. Sie hatte richtige Haare, konnte die Augen bewegen und war gekleidet wie eine Prinzessin. Sie mußte einen wunderschönen Namen haben, und Lisbeth taufte sie Ulma.

Erna, der alte Balg, war noch vorhanden. Lange vermißt, war sie eines Tages, bei Tauwetter, mit einem Klumpen Schnee von dem Dach des Backofens wieder herabgefallen. Jetzt wurde beschlossen, sie feierlich zu begraben. Peter stellte seinen Schlitten zur Verfügung, und Heini erschien in voller Uniform. Die nun wirklich tote Puppe wurde auf den Schlitten gesetzt, Peter zog, und Heini und Lisbeth bildeten das Trauergesolge. Lisbeth hatte Ulma auf dem Arm, die so Gelegenheit hatte zu sehen, daß einer braven Puppe auch ein ehrliches Begräbnis nicht versagt würde.

Über den Platz, wo die letzten Reste Ernas ruhen sollten, wurde man sich erst unterwegs einig. Heini wollte sie unter einen hohen Schneehügel, den der Wind lose zusammengefegt hatte, begraben. Aber Peter sagte verweisend: „Und wenn es denn taut? He?“ Daran hatte Heini nicht gedacht.

„Erde muß es sein,“ entschied Peter. „Wenn wir nur einen Spaten hätten.“ Aber der war nun nicht zu haben, und als sie nun endlich ein passendes Fleckchen schwarzer Erde unter einem Baum gefunden hatten, scharrten sie mit den Händen und einem scharfen Stein eine kleine Grube in den nur wenig gefrorenen Boden. Dann faßt Heini die tote Puppe an dem Armstumpf, und Lisbeth faßt an dem Beinastumpf, und sorgsam legen sie sie in das kleine Loch. Es ist eigentlich noch nicht groß genug, aber Peter



entscheidet, daß es genügt, biegt der Puppe das Bein ganz nach oben, so daß es aussieht, als ob sie ihr eigenes Bein noch im Lode schultere wie ein Soldat, und dann scharren sie alle drei die Erde wieder darüber. Es gibt eine ganz flache Wölbung, die sie mit den Händen fest patzen, und jeder streut eine Handvoll Schnee darauf. Blumen, wie Lisbeth sagt.

Ein Stock wird auch dabei gesteckt, und jeder soll sich genau den Baum merken. Es ist der fünfte in der Reihe. Peter zählt und sagt mit großer Bestimmtheit: „Sieben.“

„Eins, drei, fünf, vier, sieben.“

Auf dem Rückweg wurde die neue Puppe in den Schlitten gesetzt. Sie saß steif und strahlend da und gedachte offenbar noch lange zu leben.

Peter Schütt bekommt einen neuen „Lokomotivführer“

Winterlust, Kinderlust. Die Alten wollen von der Winterlust nicht viel mehr wissen, auch wenn sie noch nicht so alt sind wie Heinis Großmutter, die im großen Lehnstuhl neben dem Ofen sitzt und sich wärmt. Vielleicht hatte Heinis Großmutter noch mehr Freude am Winter als sein Vater: so vom warmen Ofenplatz aus draußen die Flocken wirbeln sehen, am Fenster vorbei, oder sich sacht darauf ansiedeln sehen, immer ein weißes Sternchen nach dem andern, bis die halbe Scheibe verdeckt ist und man von Herrn Plambeck, so groß er ist, nur noch die Mütze sehen kann, wenn er vorbeigeht, das kann immer noch ganz unterhaltend sein. Man selbst sitzt warm und denkt sich, wie dem

Falle. Drei gute Kameraden.

Herrn Plambeck nun der Schnee um die Ohren wirbelt, sich ihm in den Bart setzt und ihm in höchst ungezogener Weise Nasen und Ohren verschließt. Ist man aber Heinis Vater und muß draußen arbeiten, Schnee schippen, Kohlen tragen, Wasser pumpen, oder was man gerade zurzeit übernommen hat, wo die Arbeit in den Gärten ruht, dann bekommt man eine andere Ansicht vom Winter. Oder wenn man gar der Herr Plambeck ist, der jeden Morgen vor Tag aus den Federn und den langen Weg nach dem Hafen antreten muß, bis an die Ohren von einem dicken Wollschal eingehüllt, die Blechkanne mit Kaffee an einem Riemen über dem Rücken und große Fausthandschuhe an den Händen — dann kann man zwar einen guten Spaß vertragen und nimmt ihn dem Winter nicht krumm, schüttelt sich und sagt halb belustigt, halb ärgerlich, „niedliches Wetter heute,“ aber man ist doch eben zur Hälfte ärgerlich und wird es auch manchmal ganz.

Im Winter vor sechs Uhr aufstehen, um mit dem ersten Frühwagen noch rechtzeitig an die Arbeit zu kommen — Peters Vater ist nicht der einzige, der das muß. Hunderte müssen das jahraus, jahrein, und manche haben nicht einmal eine Straßenbahn zur Verfügung, die sie schützend aufnimmt und sorglich weiter befördert. Peters Vater weiß das, aber er hat es lange Zeit gar so bequem gehabt, als er noch am Hafen wohnte, und nun will ihm das Unbequeme nicht behagen.

„Weißt du, Mutter,“ sagt er daher bedächtig zu seiner Frau, „ein Spaß ist das nicht.“

„Ja, Hein, das glaub' ich wohl. Was sollt' es wohl.“

Und Hein Plambeck kommt nach und nach mit seinen Gedanken heraus. Wie schön es wäre, wenn er hier draußen Arbeit hätte. Der Verdienst am Hafen wäre ja gut, obgleich er doch

auch, wenn man es recht nehmen wollte, nur für die Kasz' wäre. Hier draußen würde es ja auch nicht viel besser sein, was das anbelangt, aber man sparte dann doch das Fahrgeld. Das machte auf das ganze Jahr auch schon etwas aus.

„Dafür wohnen wir auch billiger, Hein.“

„Ja, das tun wir, Mutter.“

Aber Hein Plambeck möchte es doch einmal versuchen. Am Hafen bekäme man immer Arbeit wieder.

„Überleg dir das, Hein. Ich will nicht ja sagen und will nicht nein sagen, aber es bleibt eine Sache.“

„Das bleibt es, Mutter.“

Und dann überlegte Peters Vater noch bis Ostern und wäre ruhig bei seiner Arbeit am Hafen geblieben, wenn Peter Schütt, der Großbauer, nicht einen Knecht gesucht hätte und keinen finden konnte, weil in diesen elenden Zeiten, die immer elender wurden, jeder Hans Narr in die Stadt lief und meinte, da mehr Geld verdienen zu können, und den Bauer einfach sitzen ließ. Freilich war Peter Schütt längst nicht so schlimm daran wie die Bauern, die weiter draußen auf dem Lande saßen. Er hatte noch einen Vorteil von der Nähe der Großstadt, wenn es einer war, leicht Leute bekommen zu können, die nachher, so nahe bei der Versuchung, nicht recht festsaßen und leicht wechselten.

Als nun Hein Plambeck kam, sah er sich ihn auch erst genau an, obgleich er ihn ja vom Grauen Esel her als einen ordentlichen Mann kannte, der pünktlich seine Miete zahlte. Aber für einen Hans Narren mochte er ihn doch wohl halten, denn wann war es je vorgekommen, daß einer aus der Stadt lief und auf dem Lande Arbeit suchte. Umgekehrt war es doch die Regel. Als Peters Vater aber seinen völligen Ernst bekundete, nahm er ihn ins

Examen, ob er mit Pferden umzugehen wisse und fahren könne, alles andere würde sich schon finden, da er jetzt alles mit Maschinen mache. Weshalb er auch Leute genug bekommen und keinen so hohen Lohn anlegen könne. Und dann fragte der Bauer ihn, ob er auch ehrlich sei.

„Ich mein' man. Ich sag das nur der Ordnung wegen,“ sagte Peter Schütt, als Hein Plambeck sich bei dieser Frage so eigentümlich benahm, als wollte er gleich wieder zur Tür hinaus. „Da bin ich auch gar nicht bange. Wir kennen uns ja schon.“ Und dabei schenkte er Peters Vater ein Glas Branntwein ein, reinsten Korn, denn der Bauer saß gerade beim Frühstück. „Zum Wohl, Herr,“ sagte Hein Plambeck und trank aus.

Und jetzt erst kam der Bauer auf den Lohn zu sprechen. Der war ja nun eben nicht groß, aber es war gerade das, was Hein Plambeck sich so ungefähr gedacht hatte, und so wurden sie einig, denn das Examen hatte der neue Knecht so ziemlich bestanden. Er war früher einmal Kutscher bei einem Kohlenhändler gewesen und wußte mit Pferden Bescheid und konnte auch Futter mähen, denn das war natürlich hin und wieder nötig, trotz der Maschinen. Übrigens war noch ein zweiter Pferdeknecht da, der im Stall schlief, so daß Hein Plambeck bei Frau und Kind unter seinem Dach nächtigen konnte.

So kam denn Peters Vater als Peter Schütts Knecht wieder nach Hause und war den ganzen Tag still und gedrückt, wie einer, der etwas Schweres auf sich genommen hat.

„Du hast es ja gewollt, Hein,“ sagte die Frau. „Ihr seid ja nicht verheiratet, und am Wasser kannst du immer wieder ankommen.“

Sie sagte nie „am Hafen“, sondern immer nur „am Wasser“.

Das machte, sie war keine Freundin vom Wasser und empfand es als ein unsicheres und gefährvolles Element im Gegensatz zum festen und vertrauenswürdigen Lande. Und insofern war sie auch mit diesem neuen Wechsel nicht unzufrieden, hoffte auch in ihrem hausfraulichen Gemüt, daß die kleine Einbuße an Lohn durch kleine Abfälle vom Hof wett gemacht werden könnte. Hühner zu halten, ein Schwein fett zu machen, alle diese stolzen Träume könnten sich vielleicht mit Peter Schütts Gunst leichter verwirklichen. Auch waren sie der Sorge um die Miete überhoben, die Wohnung mit Gartenland war als Deputat in den Lohn mit einbegriffen, und überdies würde sie in der hilden Zeit auch für sich gewiß noch einen Nebenverdienst auf dem Hof finden, im Stall oder auf den Feldern.

So spann Frau Plambeck schon an einem bunten Hoffnungsfaden, während der Mann sich noch mit der Frage quälte, ob er nun auch recht getan hätte.

Peter Schütt aber rechnete, ob er sich nicht ins eigene Fleisch geschnitten, daß er sich selbst einen sicheren und guten Mieter abspenstig gemacht und dafür einen unsicheren Knecht erworben hatte. Aber er kam zu keinem Resultat. Es kam ja auf den Knecht an. Und was Kraft und Gesundheit und Ehrbarkeit anbelangte, so hätte er so leicht keinen besseren als Hein Plambeck finden können.

Am andern Tage wußte jedermann im Dorfe, daß Peter Schütt einen neuen Knecht gefunden hatte und wer der war.

„Einen neuen Lokomotivführer,“ sagte Bauer Brinckmann neidisch, der mit seinem alten Betrieb noch auf gelernte Feldarbeiter angewiesen war.

Peter muß in die Schule

Nuch für Peter soll jetzt ein anderes Leben beginnen. Er ist jetzt sechs Jahre alt, und es geht nicht länger, daß er eins, drei, fünf, vier, sieben zählt, er muß es richtig lernen.

Seit einem halben Jahr hatten Heini und Lisbeth es schon fast täglich von ihm zu hören bekommen: Ostern komm ich in die Schule.

Heini hatte zwar gesagt: „Hä, nächsten Ostern ich man auch.“ Aber da hatte der Peter so recht verächtlich gesagt: „Nächsten, nächsten!“ Und Heini war sofort wieder in seine Bescheidenheit zurückgesunken. Wer wollte auch gegen Peter aufkommen. Nun behauptete Peter gar, schon rechnen zu können. Aber da war nun Lisbeth bei der Hand:

„Ich auch!“ rief sie.

„Was du wohl kannst!“

„Doch wahr.“

„Wieviel ist denn zwei und zwei?“

„Zwei und zwei sind vier,“ triumphierte Lisbeth.

Peter war wirklich etwas verblüfft.

„Und zwei und vier?“ fragte er überlegen, so recht von oben herab.

„Zwei und vier sind drei,“ antwortete Lisbeth etwas Klei-lauter.

Peter sagte nichts. Er rechnete hinter dem Rücken heimlich an den Fingern, konnte es aber nicht herauskriegen. So blieb Heini als ungelehrter Zuhörer in dem Glauben, daß zwei und vier drei seien.

Doch das war so um Weihnacht herum gewesen, jetzt war aber schon Ostern, und der Peter stand mit Schiefertafel und Lesefibel und einem braunen Schal, den er zweimal um den langen Hals gewickelt hatte, vor ihnen und erzählte von den ersten Schulstunden, die er gerade hinter sich hatte.

Seine Mutter hatte ihn morgens an die Hand genommen und ihn beim Herrn Lehrer abgeliefert. Am gleichen Tage war sein Vater zum erstenmal zu Hof gegangen. Ob er am Abend auch so stolz zurückkommen würde, wie der Peter jetzt aus der Schule?

„Jetzt kann ich schon lesen,“ prahlte der vor Heini und Lisbeth. „Das ist furchtbar leicht.“

Er schlug seine Fibel auf und zeigte ihnen die erste Seite.

„Das ist ein n-n-n-n,“ lauterte er mit deutlichster Dehnung, „und das ist ein m-m-m-m.“

Er mußte beinahe wie eine Kuh, und Heini sah ihm nach den Lippen und mußte leise mit.

„Schreiben tun wir auch schon,“ fuhr Peter fort. „Drei Reihen haben wir auf. Fein geht das, lauter Aufstriche.“

Er sah sich nach einem Stock um und malte damit in den Sand seine Aufstriche.

„Das kann ich auch!“ pläzte Heini heraus. „Gib mal her!“

Aber Peter wollte sich den Stock nicht nehmen lassen.

„Schaf! In Sand, nicht? Schreib mal erst auf der Tafel. Was du wohl meinst.“

Heini war wieder geschlagen und meinte gar nichts mehr.

„Ist der Lehrer nett?“ fragte Lisbeth.

„Nja,“ sagte Peter zögernd. „Aber so'n komischen Namen hat er, Mummel.“

Sie wollten sich toslachen.

„Schlägt er auch?“ fragte Heini und sah ganz ängstlich dabei aus, als dächte er schon an die Hiebe, die er später mal von diesem Herrn Mummel bekommen könnte.

„Meinst nicht? Sig schlägt er!“ sagte Peter.

„Hast du auch schon was gekriegt?“

Diese Frage ärgerte Peter doppelt, weil Lisbeth sie gestellt hatte. „Pah!“ stieß er wegwerfend aus. „Über ein Jung hat'n Bar gekriegt.“

Heini wollte wissen, ob es weh getan hätte.

„Ja, fühl mal,“ sagte Peter und gab ihm einen losen Backenschlag. Da verstummte Heini ganz und sah nur noch mit scheuer Ehrerbietung auf den großen A B C-Helden.

„Heut nachmittag spielen wir!“ rief Peter, und weg war er. Sie sahen ihm nach, solange er zu sehen war.

Heute nachmittag. Das würde schön werden. Mit jemand spielen, der schon in die Schule geht, das ist doch ein andres Ding.

Aber der Peter ließ auf sich warten. „Drei Reihen,“ entschuldigte er sich nachher. „Die kannst du man nicht so hinschreiben.“ Und so blieb es. Herr Mummel wußte nichts von Heini und Lisbeth und gab dem Peter immer mehr Reihen auf zu schreiben, schließlich sogar eine ganze Seite.

Da bleibt der Peter einmal ganz aus. Vielleicht ist er auch zu stolz jetzt, mit so unwissenden Geschöpfen, wie Heini und Lisbeth, zu spielen?

Nun wurde die Welt wieder kleiner und ärmer für die beiden Vereinsamten. Heini war nicht geschaffen, neue, noch unerforschte Gebiete zu erschließen. Er fand im Frieden des Backofens und des Grauen Esels sein Genügen. Die Weite lockte ihn nicht, sie barg Mühsal und Gefahren.

Lisbeth aber träumte von den Wundern, die Peter ihr erschlossen hatte, und sehnte sich nach ihm und fing an, Heini zu tyrannisieren. Der Peter hatte ihm das Gehorchen so gut beigebracht, sollte er nun bei ihr wieder aus der Übung kommen?

Hofstudien

Lisbeth sieht sich ausgeschlossen

Peters Vater ging gern auf den Hof. Das Neue gefiel ihm, und alles hatte so seine Art und Ordnung, daß man sich wohl dabei fühlen konnte. Wenn er abends von Peter Schütt und seinem Hof erzählte, war es immer in Zufriedenheit und mit dem unschuldigen Stolz, der sich einstellt, wenn man von „unsern“ Pferden, „unsern“ Rügen, „unsern“ Scheunen sprechen kann.

„Eine Freude ist es, solche Wirtschaft zu sehen,“ sagte Heini Plambeck. „Der Bauer sieht aber auch überall nach dem Rechten. Es ist nichts, wovon er nicht weiß, und es ist kein Winkel, in den er nicht hineinguckt. Nur auf den Heuboden ist er noch nicht gekommen. Ob er die Leiter scheut? Oder ob es ihm da nicht gefällt? Vielleicht kann er den Heugeruch nicht vertragen. Etwas kurzluftig ist er ja, wie die fetten Leute es meist sind.“

„Das kann mancher nicht vertragen, den alten Heugeruch,“ sagte Peters Mutter. „Sie nennen das ja wohl Heufieber.“

Eines Tages war Peter mit zu Hof gewesen. Sein Vater hatte ihn nach dem Mittagessen mitgenommen und ihm alles gezeigt.

Der Bauer war sehr freundlich gewesen und hatte ihm sogar die Hand gegeben und nach seinem Namen gefragt.

„Sieh, Peter heißt du? Ich heiße auch Peter.“

Dann war er würdevoll über den ganzen Hof gegangen, in seiner ganzen, runden Breite, ein eindrucksvoller Anblick für den Knaben, und war im Hause verschwunden.

Seitdem war Peter ordentlich stolz auf seinen Namen. Der größte Mann im Ort hieß wie er. Und daß es der größte Mann war, das hatte Peter mit eigenen Augen sehen dürfen. War der aber reich! So viele Pferde. Und was für Pferde! Und der Kuhstall. Hundert Kühe hatten darin Platz. Natürlich waren sie um diese Zeit alle draußen. Aber den Stall zu sehen, war schon ein Vergnügen. An jedem Pfeiler hing die Kette, an der die Kühe während des Winters lagen, und war ein Schild angebracht mit dem Namen einer jeden. Peter, der eben erst anfang zu lesen, buchstabierte mühsam: Rosalie, Liese, Wittkopp, Swattsteert.

Diesen Namen konnte er nicht entziffern, und sein Vater mußte ihn ihm vorlesen. Swattsteert. Das war ja plattdeutsch und hieß Schwarzschwanz. Peter lachte, und sein Vater sollte ihm sämtliche Kuhnamen vorlesen. Aber der hatte keine Zeit und sagte: „Ein andermal, mein Jung.“

Peter, der so viel Neues und Wunderbares gesehen hatte, mußte sich mitteilen. Heini und Lisbeth erfreuten sich also wieder seines Besuches und hörten ihm mit offenem Munde zu. Als er ihnen erzählte, daß Bauer Schütt ihm die Hand gegeben, richteten sich ihre Augen auf seine Hand, als vermuteten sie, daß die jetzt vergoldet wäre. Aber über die Pferde und Kühe vergaßen sie Peter Schütt und Peter Plambecks hochgeehrte Hand. Und bei „Swattsteert“ wollten sie sich totlachen.

„Kommt nur ruhig mal mit,“ sagte Peter großartig, „ich zeige euch alles. Ich darf es. Ich frage einfach meinen Vater.“

Natürlich wollten sie nun alles sehen, und Peter sollte seinen Vater gleich fragen, sowie er nach Hause käme.

„Ob er uns denn auch wohl die Hand gibt?“ fragen sie und sahen Peter Schütt vor sich, groß, glänzend, wie einen König, und erschauerten jetzt schon in dem Gedanken, daß er sie nach ihrem Namen fragen würde. Heini war ganz betrübt, daß er nicht auch Peter hieß. Übrigens hatte er den großen Mann schon einmal gesehen, als dieser dem Grauen Esel einen seiner seltenen Besuche abgestattet hatte. Aber er hatte nicht gewußt, wer das war, und hatte nur immer in der dritten Person von ihm sprechen hören: Er tut das nicht. Er läßt das nicht machen. Mit ihm ist schlecht Kirschen essen.

So war Peter Schütt ihm ein Fremdes, Wunderbares, das erst durch Peters Erzählungen etwas feste Umrisse für ihn gewann. Lisbeth erinnerte sich zwar des Bauern auch nicht, aber sie wußte, daß ihre Mutter für Schütt wusch und daß Anna Schulz jeden Sonnabend die Wäsche nach dem Hof brachte. Wenn sie also sagen würde, daß sie die Lisbeth Langhammer wäre, würde der Bauer sie schon kennen und sie damit Heini den Rang ablaufen.

Aber wie erschrocken war sie, als ihre Mutter ihr fast heftig verbot, mit Peter nach dem Hof zu gehen. Gar nicht sollte sie dahingehen und sich nicht unterstehen.

„Merk dir das ein für alle Mal. Sonst werde ich sehr böse.“

Die Mutter hatte ihr schon manches verboten, aber mit einer so strengen und dabei bekümmerten Miene noch nicht. Es mußte wirklich ein großes Unrecht sein, wenn man nach dem Hof ging. Kinder dürften das gewiß gar nicht. Und Heinis Mutter würde es denn auch nicht erlauben. Aber als Heini nun doch durfte und

eines Tages von Peter und dessen Vater mitgenommen wurde, war sie höchst unglücklich und begriff ihre Mutter nicht.

„Kleine Mädchen haben da nichts verloren,“ sagte Frau Langhammer und strich ihr wie tröstend den Scheitel. „Was willst du da auch? Da ist ja gar nicht so viel zu sehen, wie der Peter erzählt. Pferde und ein leerer Kuhstall. Und der Bauer sieht es auch nicht gern, wenn Fremde da herumlaufen und die Arbeit stören.“

„Aber Peters Vater hat es doch erlaubt,“ sagte Lisbeth hartnäckig.

„Soll ich böse werden?“ antwortete Frau Langhammer.

Da schwieg Lisbeth und ergab sich in ihr Schicksal. Aber jedesmal, wenn Heini und Peter nun von Schütts Hof erzählten, und wie erzählten sie, jedesmal legten sie ein paar Pferde und Kühe zu und bereicherten den Bauern großmütig aus ihrer kindlichen Freigebigkeit, jedesmal fühlte sie sich dann wie vom Paradiese ausgeschlossen, und ihre Phantasie umgab Peter Schütt und seinen Hof mit einem Schimmer goldener Märchenpoesie.

Es war nur gut, daß auch die Knaben sich nicht jeden Tag auf dem Hof herumtreiben durften, sie wäre sonst ganz verlassen gewesen. Der Heini wenigstens kam nicht oft zu Schütt, denn allein getraute er sich nicht hin, dazu war er zu blöde und furchtsam. Peters Vater aber mochte die Verantwortung für zwei so kleine Jungen nicht übernehmen, und mit dem Heini, der noch nicht einmal in die Schule ging und der ein wenig tolpatschig war, wußte er überhaupt nicht viel anzufangen.

Der Peter war ein anderer. Der ging keck in alle Türen, stellte sich hin und sagte „Guten Tag“. Und wenn er keine Antwort bekam, kränkte es ihn auch nicht weiter. Und Peter hatte ja auch als Hein Plambecks Sohn eine Art Unrecht an Peter Schütts Hof.

Alle kannten ihn bald und ließen sich nicht durch ihn stören, und der Bauer sah über ihn weg. Ja, zuletzt grüßte er gar nicht mal wieder, wenn Peter seine Mütze zog. Auch das verdroß Peter nicht weiter. Er war schon zufrieden, daß er dableiben durfte.

Heini und Lisbeth aber waren lange Zeit wieder auf sich allein angewiesen.

Ein zweiter Peter

Seines Tages geschah etwas, das gab Heini und Lisbeth wieder neue Anziehungskraft für Peter Plambeck. Heini hatte ein Kaninchen geschenkt bekommen. Natürlich hieß es Peter. Alle Kaninchen heißen Peter. Heini hatte seines auch so genannt, ohne dabei an Peter Plambeck zu denken, geschweige denn gar an Peter Schütt. Es war keinem zur Ehre und keinem zum Schimpf, daß das Kaninchen Peter hieß. Es war ein großes, weißes, seideweiches Tier, ein Prachtkaninchen, das Heinis Vater irgendwo aufgetrieben hatte. Natürlich wurde es jeden Morgen mit nach dem Backofen geschleppt und mußte da Drittes sein. Es ersetzte den anderen Peter vorläufig vollkommen. Selbst Alma, die neue Puppe, verdrängte es; sie saß steif und unbeachtet in ihrer Zigarrenkistenequipage und ärgerte sich wahrscheinlich über die drolligen Gänge und Sprünge des vierfüßigen Peters ebensofehr, wie sie sich über Lisbeths Wankelmuth grämte, die ihre Gunst so plötzlich von ihr abwandte. Aber wer konnte auch mit so einem vortrefflichen Wesen, wie es dieses Kaninchen war, in Wettbewerb treten?

„Du süßes, süßes Vieh,“ sagte Lisbeth in aufwallender Zärtlichkeit und drückte Peter II mit ihren beiden Armen an die Brust.

Ganz unbewegt ließ Kaninchenpeter sich diese Liebkosungen gefallen, aber sowie die zärtlichen Klammern sich lösten, sprang er mit einem drolligen Satz davon, lief geradeaus, duckte sich plötzlich und schoß dann mit einemmal in einer anderen Richtung weiter, um sich wieder zu ducken. Heini paßte auf, daß er nicht entweichen konnte.

Einmal machten sie den Versuch, das Kaninchen vor Almas Equipage zu spannen, aber der Versuch mißlang schmäählich. Der Wagen stürzte um, und Fräulein Alma flog in weitem Bogen in den Sand, glücklicherweise ohne Schaden zu nehmen. Das Kaninchen aber sprang, den leeren Kasten hinter sich, wie wahnsinnig kreuz und quer, und es kostete eine mühsame Jagd, es endlich wieder einzufangen. Sie waren alle drei ganz atemlos, Heini, Lisbeth und Kaninchenpeter.

„Wenn da man ordentliche Käder unter gewesen wären,“ sagte Heini überzeugungsvoll.

Diesen Namensvetter, der so wenig Talent zum Kutschpferd hatte, daß man vor Heinis Begabung nach dieser Richtung hin gewaltigen Respekt bekam, begrüßte Peter mit einem wahren Freudenheul.

„Mensch, wo hast du das her? Famos! Was hast du dafür gegeben?“

Er hatte das Kaninchen sofort bei den Ohren, nahm es auf den Arm und setzte es gar nicht mehr hin.

„Peter, Peter,“ sagte Lisbeth zärtlich und hielt ihm eine Handvoll Gras vor, die aber verschmäht wurde.

„Es will laufen,“ erklärte Heini, der darauf wartete, daß Peter das Kaninchen wieder hergab.

„Was sollt es wohl,“ meinte Peter überlegen.

Heini ärgerte sich, wußte aber nichts darauf zu erwidern. Zuletzt sagte er weinerlich: „Gib her, es ist mein Kaninchen.“

„Kann es auch gern,“ erlaubte Peter. „Stell dich man nicht so an.“

„Es darf nicht immer auf dem Arm,“ legte Lisbeth sich ins Mittel.

„Kaninchen können gern auf den Arm genommen werden. Was ihnen da wohl nach schaden soll!“

Freilich, was sollte es ihnen schaden? Und so schwieg Lisbeth nach diesem einen mißglückten Versuch, Heini beizustehen.

Da brüllte Heini los.

„Es ist mein Kaninchen! Mein Papa hat es mir gekauft.“ Er ließ sein Kaninchen im Strich und wandte sich heulend zum Gehen.

„Da hast es!“ rief Peter und warf das Tier von sich. Aber Heini war tief gekränkt und wollte nicht hören. Lisbeth nahm Kaninchenpeter auf den Arm und lief ihm nach.

„Heini! Heini!“

Da stand er still und nahm es ihr ab. „Ich spiel nie wieder mit ihm,“ schluchzte er.

Peter Plambeck dachte in diesem Augenblick dasselbe. So kleine Jungen, die noch nicht in die Schule gehen, weinen immer leicht, das ist langweilig. Aber er sah Lisbeth zurückkommen, und so blieb er und vertrieb sich die Zeit solange damit, auf einem Bein zu hüpfen.

Sofort tat Lisbeth es auch, und so hüpfen sie umeinander herum, ohne ein Wort zu sprechen. Lisbeth wurde es zuerst müde.

„Ich kann es noch viel länger,“ rief Peter, obwohl auch er schon etwas atemlos war. Vom Kaninchenpeter war gar keine Rede mehr, und von Heini erst recht nicht.

Endlich konnte auch Peter nicht mehr. Er war aber bald wieder obenauf und meinte:

„Wollen wir mal in die Wette?“ Er zog auch gleich mit dem Stiefelabsatz einen Strich in den Sand.

„Von hier aus. Wer zuerst bei der Planke ist.“

Sie stellten sich auf und wackelten erst ein paarmal gegeneinander an, ehe sie Richtung und Haltung hatten.

„Setz!“ kommandierte Peter.

Lisbeth setzte auf halbem Wege ab.

„Das gilt nicht. Ich mußte so furchtbar lachen.“

Obgleich sie gar nicht furchtbar gelacht hatte, ließ er es gelten, und sie fingen wieder von neuem an. Natürlich kam er viel eher ans Ziel, trotzdem er dicht davor wirklich einen Augenblick auf dem Fleck gehüpft hatte, um ihr Gelegenheit zu geben nachzukommen. Aber diesmal lachte sie wirklich furchtbar, kam ganz außer Atem und warf sich einfach auf die Erde.

„Das ist auch man nicht so leicht,“ sagte er gutmütig und kniete zu ihr in den Sand, von dem er eine Handvoll durch die gespreizten Finger laufen ließ. Natürlich machte sie es sofort auch so. „Möchtest du auch wohl so ein Kaninchen haben?“ fragte er.

„Du?“ fragte sie zurück.

„Wenn ich es meinem Vater sage, kriege ich gleich eins.“

„Ich auch.“

„Aber 'n Männchen und 'n Weibchen, das ist viel schöner.“

„Ja,“ stimmte Lisbeth bei.

„Nicht? Was soll man mit nur einem!“ rief Peter pathetisch.

„Und wenn ich dann 'ne ganze Masse Junge habe, dann schenke ich dir so 'n ganz kleines, niedliches.“

„Ich auch,“ sagte Lisbeth.

Sie ließen wieder den Sand durch die Finger laufen, schwiegen und dachten jeder an die vielen Kaninchen, die sie dann haben würden.

Abends beim Zubettegehen sagte Lisbeth zur Mutter: „Du, Mutti, Peter ist viel netter als Heini.“

Kaninchen heißen immer Peter

Heini und Kaninchenpeter stellten sich am nächsten Morgen wieder vor dem Backofen ein.

„Na, mein süßer Peter,“ rief Lisbeth, nahm das Tier auf den Schoß und hätschelte es. Heini bekam weiter keinen Morgenruß. Er hockte sich neben Lisbeth hin und sah zu, wie sie mit dem Peter spielte.

„Er heißt ganz wie Peter,“ sagte sie, als fiel ihr das jetzt erst auf. Heini mochte den Namen nicht mehr leiden und wollte sein Kaninchen umtaufen. Hans wäre viel netter. Aber Lisbeth bestand auf Peter. Kaninchen hießen immer Peter.

„Ja, wenn es ein Kanincherich ist,“ sagte Heini, als ob Hans nun ein Name für eine „Kanincherin“ wäre. Lisbeth aber erklärte: „Wenn er Hans heißt, mag ich ihn gar nicht mehr leiden.“

Heini hatte die dumpfe Empfindung, daß das doch eigentlich sein Kaninchen wäre, und daß es gar nicht darauf ankäme, ob andere es leiden möchten. Und da Lisbeth nun, wie ihm zum Trost, in einem fort „Mein süßer Peter“ sagte, und sogar „Bist du nicht mein süßer Peter?“ ärgerte er sich.

Als sie nun aber gar noch behauptete, Peter wäre ein viel schönerer Name als Hans, auch noch viel, viel schöner als Heini,
Falke, Drei gute Kameraden.

da rief er so recht aus tiefem Herzen: „I gitt, i gitt! Peter magst du leiden? Ich möchte nicht Peter heißen.“

„Das sag ich Peter!“ schrie Lisbeth, in dessen Seele gekränkt.

„Das kannst du ruhig tun.“

„Das tu ich auch. Da hast du deinen alten — Hans!“

Sie stieß das Kaninchen verächtlich von sich, und Heini hatte Mühe, es einzufangen. Als er mit dem Tier auf dem Arm wieder zurückkam, erklärte Lisbeth kurz: „Heut mag ich nicht mit dir spielen, kannst man ruhig nach Hause gehen, dummer Jung.“

Da ging Heini mit rotem Kopf ab, seinen Hans-Peter auf dem Arm.

Er kam auch am Nachmittag nicht wieder, und so fand Peter Plambeck, dem das Kaninchen vorläufig Bauer Schütts ganze Herrlichkeit in den Schatten zu stellen schien, das Feld geräumt und hatte Lisbeth für sich allein.

„Warum kommt Heini nicht?“ fragte er.

„Wir sind uns böse.“

„Warum denn?“

„Ach, er ist immer so dumm.“

Das erschien Peter als eine ausreichende, weil für seine eigene Person schmeichelhafte Begründung.

Natürlich war Heini dumm, das hatte er schon längst gemerkt. Konnte er vielleicht schon „Maus“ lesen? „Die Katze jagt die Maus?“ Das hatten sie heute in der Schule gelesen. Heini sollte das mal versuchen! Und konnte er vielleicht schon ein £ machen? Würde sich schön dabei abquälen!

Und gar sieben weniger fünf? Ob er das wohl wußte? Heini, der Kleine, dumme Heini. Lisbeth tat wirklich viel klüger, lieber mit ihm, dem Klugen Peter, zu spielen.

Er zeigte ihr, wie man ein £ macht. Er malte es mit dem Mittelfinger in den Sand, und Lisbeth versuchte es nachzumachen. Als es nicht gehen wollte, führte er ihr die Hand und meinte, das wäre schon ganz gut. Aber ob sie jetzt nicht lieber ein bißchen Kuhblumen pflücken wollten und Ketten machen. Und sie gingen ganz langsam um die Ecke, die Mutter brauchte es nicht zu sehen, sprangen ein bißchen über den Graben, kamen so immer ein bißchen weiter und waren dann auf einmal auf der Wiese.

Da war es nun freilich schön, so eine richtige Frühlingswiese. Wenn sie sich ein wenig neigten und so von der Seite darüber hinsahen, sah sie ganz gelb aus. So viele Kuhblumen standen da. Das würde Ketten geben! Sie fingen auch gleich an zu pflücken und die hohlen Stengel zu biegen und ineinander zu schieben. Lisbeth war am flinksten dabei, aber Peters Ketten hielten besser, und er legte ihr eine ganz lange um den Hals; sie hing ihr beinahe bis auf die Füße, und als sie damit weiterging, zerriß sie. Da nahm er von hinten die beiden herabhängenden Enden, so daß sie unter ihre Arme hindurchliefen, und ließ sie daran als Pferdchen laufen. „Nun bist du ‚Bunte Hans‘!“ rief er. So hieß eins von Bauer Schütts Pferden, das ein paar weiße Flecken in seinem braunen Fell hatte. Sie lachte vergnügt und machte die mutwilligsten Sprünge. So liefen sie quer über die große Wiese, bis ihnen der Baum auffiel, unter dem sie damals die Puppe Erna begraben hatten. Sie hatten den gleichen Gedanken und liefen darauf zu. Sie hatten nie mehr an das Puppengrab gedacht. Jetzt hatten sie das Verlangen, zu sehen, ob es noch da sei. Aber sie fanden keinen Hügel und keinen Stock. Der tauende Schnee hatte das Erdreich erweicht und verschwemmt. Sie purrten in der feuchten Frühlingserde, aber stießen auf keinen Puppenbalg.

„Der ist verwesen,“ sagte Peter wichtig, „oder die Würmer haben ihn aufgeessen.“

„Die Regenwürmer, nicht?“

„Ja, die auch.“

Aber zwanzig Schritte weiter fanden sie zu ihrer Verwunderung Ernas Überrest zwischen den goldenen Ruhblumen; ganz feucht und schwarz und mit großen Wunden in ihrem Lederleib, daraus die Krollhaare erschrecklich hervorquollen. Sie konnten sich nicht erklären, wie sie dahin gekommen sei.

„Wir wollen sie noch einmal begraben,“ sagte Peter, „aber tiefer.“

„Daß sie nicht wieder rauskommen kann,“ stimmte Lisbeth zu.

Und sie machten ein tiefes Loch und begruben Erna zum zweitenmal.

Und sie pflückten von den Ruhblumen und steckten die Stengel in den weichen Erdhügel, und Lisbeth nahm ihre Kette und legte sie rings um das Grab.

„Nun ist es viel schöner,“ sagte sie, „und nun gehen wir jeden Tag hin und begießen es, und dann wachsen die Blumen ganz groß und kriegen kleine, junge Blumen, und die wachsen dann auch wieder.“

Da lachte Peter.

„Blumen kriegen doch keine Junge. Du meinst wohl Knospen.“

Auf dem Rückweg trug er Lisbeth Huckepack nach dem Backofen zurück. Ihre mageren Armchen um seinen Hals klammernd, kreischte sie vor Vergnügen, wenn er einige unbeholfene Sprünge unter der Last seiner Reiterin machte.

Das Kaninchen behält seinen ehrlichen Namen

Wer näherte sich am nächsten Morgen, ein Kaninchen auf dem Arm, langsam dem Backofen? Natürlich war es der Heini. Ganz getraute er sich nicht heran. Lisbeth hatte ihn gestern nach Hause geschickt und nicht mehr mit ihm spielen wollen. Er war niedergeschlagen und hatte durchaus das Gefühl, als ob er etwas Böses getan und nicht sie. Er wollte sie gerne verjöhnen, aber er fürchtete eine zweite Abweisung.

Er legte sich daher in einiger Entfernung an den Grabenrand und setzte Hans-Peter ins Gras. Lisbeth mußte ihn vom Backofen aus hier sitzen sehen können. Es dauerte denn auch nicht lange, so trat sie vor die Tür. Heini tat, als ob er sie nicht wahrte. Aber er rief auffallend laut „Peter!“ in einem drohenden, warnenden Ton, obgleich Peter sich ganz artig betrug. Aber bei jeder kleinen Bewegung rief Heini „Peter!“ und benahm sich, als wolle Peter in alle Welt ausreißen. Lisbeth stand unschlüssig. Mit Genugtuung hörte sie ihn Peter rufen und nicht Hans. Also war er zur Einsicht gekommen. Sie hatte in der Nacht von Peter geträumt, von dem richtigen Peter, der sie hatte Huckepack reiten lassen, und mit dem sie heute die Blumen auf Ernas Grab begießen gehen wollte.

„Peter!“ rief Heini wieder.

Sie konnte dem Ruf nicht widerstehen und war gerade im Begriff hinzugehen, als Frau Langhammer auf die Schwelle trat.

„Warum spielst du nicht mit Heini?“ fragte die Mutter.

„Er ist immer so frech,“ antwortete Lisbeth, der gerade nichts anderes einfiel.

„Heini ist doch nicht frech,“ wies die Mutter sie zurecht. „Was tut er denn?“

„Ich soll nicht mit seinem Kaninchen spielen.“

Das war nun zwar nicht wahr, aber es fiel Lisbeth wieder nichts anderes ein, und irgend etwas mußte sie doch sagen. Frau Langhammer aber nahm sie bei der Hand und brachte sie zu Heini.

„Sie kann da gern mit spielen,“ sagte Heini, fing das Kaninchen ein und hielt es Lisbeth hin.

Lisbeth war verlegen, sie fühlte sich im Unrecht. Am liebsten hätte sie das Kaninchen wieder hingesezt, aber sie war gänzlich ratlos, was sie jetzt tun sollte, und war froh, als die Mutter sie allein ließ. Ohne ein Wort zu sagen, sezte sie sich neben Heini an den Graben.

Heini streichelte Peter auf ihrem Schoß und sagte: „Er soll nun man lieber doch nicht Hans heißen.“

„Peter ist auch viel hübscher; aber dann kommt gleich Hans,“ sagte sie.

„Ja, und dann kommt gleich Jakob.“

„Ja, und dann Heini.“

„Heini?“ lachte er, „’n Kaninchen kann doch nicht Heini heißen?“

„Warum nicht?“

„Nein, die heißen immer Peter oder Hans oder Jakob; ’n anderen Kaninchennamen gibt es gar nicht.“

„Ja, aber die meisten heißen immer Peter.“

„Ja, die allermeisten.“

So war der Friede zwischen Heini und Lisbeth wieder hergestellt, und Kaninchenpeter hatte seinen ehrlichen Namen behalten.

Am Nachmittag gingen sie mit Peter Plambeck zusammen nach Ernas Grab und entsezten sich, daß alle die wurzellosen Blumen die Köpfe hängen ließen. Sie begossen sie reichlich, und in ihren kleinen Herzen war der aufrichtige Wunsch, daß Erna unter diesem Hügel sich nun endlich einer ungestörten Ruhe erfreue.

Peter wird immer klüger

So schön war doch der Frühling hier draußen, viel, viel schöner als in der Stadt. Das sagte auch Peters Vater, der sich jezt nach Feierabend der Nähe seines Heims immer aufs neue erfreute. Manchmal, wenn der Wind danach stand, konnte er auch hier noch von dem lärmenden Leben am Hafen einen Ton vernehmen, wobei er dann wohl seiner ehemaligen Kameraden gedachte und allerlei von diesem und jenem zu erzählen wußte und in dieses stille Dorfleben Bilder von mächtigen Schiffsleibern, ragenden Dampfkränen, gefährvollen Fahrten kleiner Eisbrecher, die gegen aufgetürmte Eisschollen anknirschten, und von noch manchem anderen trug. Das langgezogene Pfeifen der Dampfschiffe, die dort auf dem großen Strom Tag und Nacht ein- und ausliefen, klang seltsam in die ländliche Stille hinein. Hein Plambeck kannte die meisten Schiffe am Ton. Das ist die „Afrika“, das ist die „Viktoria“, das ist ein Petroleumdampfer, das ist einer von der Süd-Amerika-Linie. Und Heinis Vater wunderte sich, wie das möglich sei. Es war aber doch möglich. Hein Plambecks Frau hatte sogar ein Ohr dafür. Und manchmal stritten sie sich.

So brachte der treulos verlassene Hafen sich beharrlich in Er-

innerung, ein Gruß des großen Lebens, das ja schon angefangen hatte, seine Arme nach dem friedlichen Dorfe auszustrecken.

Noch aber konnte der Frühling hier seine gelben Blumen über freie Wiesen streuen, sich singend in den Ästen hoher Bäume wiegen und sich seine leichte Schaukel mit zartem Grün und leuchtendem Blütenweiß schmücken. Der Rauch, der aus den Strohdächern der wenigen Bauernhöfe und den Schornsteinen der kleinen Arbeiterhäuser in die klare Luft stieg, zog bald wie ein nichtig Wölkchen davon, nichts verunreinigend. Welch ein grauer Dunst aber lag ständig über der großen Stadt. Die Sonne ging jeden Morgen über dem fernen Häusermeer auf, aber sie mußte sich immer erst, ein roter Ball, durch diese graue Dunstschicht arbeiten, ehe sie in ihrer goldenen Schönheit auf Dorf und Feld herablachen konnte. Um so ungetrübter konnte sie abends im Westen untergehen, wenn nicht einmal Nebel oder Wolken den Horizont verhüllten. Aber das war doch nicht der schmutzige, graue Dunst, der dort im Osten nie wich. Die Nebel stiegen und lösten sich auf, die Wolken zogen weiter, und dann konnte man weit sehen, bis an ein fernes Wäldchen, wohin abends immer die Krähschwärme flogen, die von den fetten Wiesen ringsherum aufstiegen, um satt ihr Nachtquartier zu suchen.

Neben dem Wäldchen ragte der Kirchturm des nächsten Dorfes auf, man sah nur die Spitze. Weder in diesem Dorf noch in dem Wäldchen, das so duftig und lockend am Horizont lag, waren Peter und Heini und Lisbeth je gewesen. Ihre Welt umschloß der kleine Bezirk um den Backofen und den Grauen Esel. Eine kleine Welt für den, der eilig und gleichgültig hindurchging. Eine große Welt für den, der sich wie Lisbeth und ihre Freunde Zeit ließ, sie nach und nach zu ergründen. Eine wunderliche Welt voller Selt-

samkeiten und Überraschungen. Alle diese kleinen täglichen Entdeckerfreuden, wie reich und abenteuerlich machten sie das Leben. Jeder Weg, jeder Stein, jeder Baum, jedes Haus wollte entdeckt werden. Welches Fest war es doch gewesen, als die Augen zuerst Schütts kleine, rosige Ferkel erblickten. Welch ein Paradies breitete sich aus, als Heini und Lisbeth zum erstenmal unter Peters verwegener Führung einen fremden Weg querten und am Gatter der Fohlenweide standen, die so groß war, so groß, und hinter der sich wieder Büsche und Bäume erhoben, die einen Durchblick auf eine noch größere Ferne gewährten. Und das Bekannte, längst in Besitz Genommene, wie neu war es täglich wieder, wie z. B. die Gräben, in denen man bei trockenem Wetter so nett Häschen oder Räuber spielen konnte, und die bei Regenwetter sich so schnell füllten, und auf denen den ganzen Herbst hindurch die Enten sich tummelten, Enten, von denen man oft nicht wußte, woher sie kamen, die sich aber ein Recht anmaßten da zu sein und gewohnt waren, daß man sie respektierte und ihnen nichts in den Weg legte. Seit Peter in die Schule ging und auf dem Hof gewesen war, wußte man allerdings, daß das Bauer Schutts Enten waren. Und Bauer Schütts Enten konnten wohl glauben, daß ihnen das ganze Dorf gehöre, denn ihr Bauer trat gerade so auf, als wäre er der Herr der Welt, und rund und fett war er auch, und wenn er ging, ließ er sich gerade so von einem Bein auf das andere fallen wie seine Enten. Peter hatte ihn mit eigenen Augen gesehen, aber die andern beiden hatten noch keine rechte Vorstellung von dem großen Mann, sie mußten sich an die Enten halten und an Peter, der ihnen vormachte, wie Peter Schütt ging.

Und was mußte Peter Plambeck nicht jetzt schon alles. Jeden Tag lernte er etwas Neues in der Schule. Jetzt hatte er gar

gelernt, wie man Sperlinge fängt. Der Lehrer hatte es ihnen gezeigt. Sonst pflegt man das Vogelfangen in der Schule nicht zu lernen, aber hier auf dem Lande, wo das freche Volk der Sperlinge sich in Feld und Garten unliebsam machte, durfte der Lehrer wohl einen Wink geben, wie man sich diese lästigen Räuber etwas vom Tisch halten könnte. Und Peter zeigte, wie man es machen konnte: mit einem Mauerstein und einem Stock und einem Bindfaden.

„Und dann streut man einfach Körner hinein, und dann kommen sie und wollen die wegpicken, und dann zieht man einfach schnell an dem Bindfaden und — schwapp, hast du nicht gesehen.“

Aber bis jetzt hatte noch kein Sperling dem Peter den Gefallen getan und war statt in die Kirschen in seine Falle gegangen.

„Gehn tut es,“ behauptete Peter. „Die alten Dinger sind man bloß so schlau.“ Und Lisbeth und Heini bekamen eine große Meinung von den Sperlingen, die schlauer waren als der Peter.

Aber nicht immer war es der Peter allein, der jetzt etwas wußte. Lisbeth und Heini wagten auch schon etwas ohne ihn, wenn er auf der Schulbank saß und nicht mittun konnte. Und es kam vor, daß sie eine Entdeckung machten, mit der sie ihn am Nachmittag überraschen konnten: einen hohlen Baumstumpf, der ihnen bisher entgangen war, ein Mauseloch oder ein Vogelneest oder einen toten Maulwurf. Stolz führten sie ihn dann an Ort und Stelle und waren glücklich, wenn er den Fall wichtig nahm. Mitunter spielte er aber auch den Überlegenen und beschämte sie. Doch Unfriede war selten unter ihnen. Sie kamen immer wieder zueinander trotz Peter Schütts wunderreichem Hofe. Sie waren sich unentbehrlich geworden.

Peters Vater mag nicht mehr

Erntezeit! Ferienzeit! Wenn über die reifen Felder der Klang der Sensen klingt, die Dorfstraßen vom Lärm fröhlicher Kinder widerhallen und die Schulstuben still und verlassen daliegen. Schöne Zeit! Schönste im Jahr, trotz Weihnachten!

Peter Schütt nahm in dieser Zeit alle verfügbaren Hände im Dorf in seinen Dienst. Brinckmann und Kösch, die beiden andern Bauern, hatten zusammen nur wenig mehr an Grund und Boden als Peter Schütt allein. So brauchte Peter Schütt viele Hände, trotzdem er mit Maschinen arbeitete.

Zuerst kam die Kapsaaternte. Peter Schütt fuhr gar nicht erst ein, sondern drosch gleich draußen auf dem Felde. Er drosch „elektrisch“, und die Maschine ratterte zwei Tage hindurch. Der Staub flog davon, wenn das volle Stroh oben in den Trichter eingestakt wurde und das leere unten wieder herauskam, während die kleinen braunen Körner unaufhörlich in die Säcke rieselten. Hier hatte Hein Plambeck mit zu staken, stand hoch oben auf der Maschine und schwitzte. Ganz schwarz sah er aus von all dem Staub. Aber das war er gewohnt, vom Kohlenhändler her. Da hatte er oft noch schwärzer ausgesehen, und auch am Hafen blieb man nicht immer sauber.

Peter sah seinen Vater da oben und wußte nicht, ob er lachen oder die Sache so ernst nehmen sollte, wie eine elektrische Maschine und ihre Bedienung genommen sein wollen. Heinis Vater harkte das leere Stroh zusammen, und Heinis Mutter stakte mit auf, das heißt, sie reichte das volle Stroh auf einer Gabel nach oben,

wo Peters Vater es in Empfang nahm. Aber beide hatten noch einen Arbeiter neben sich.

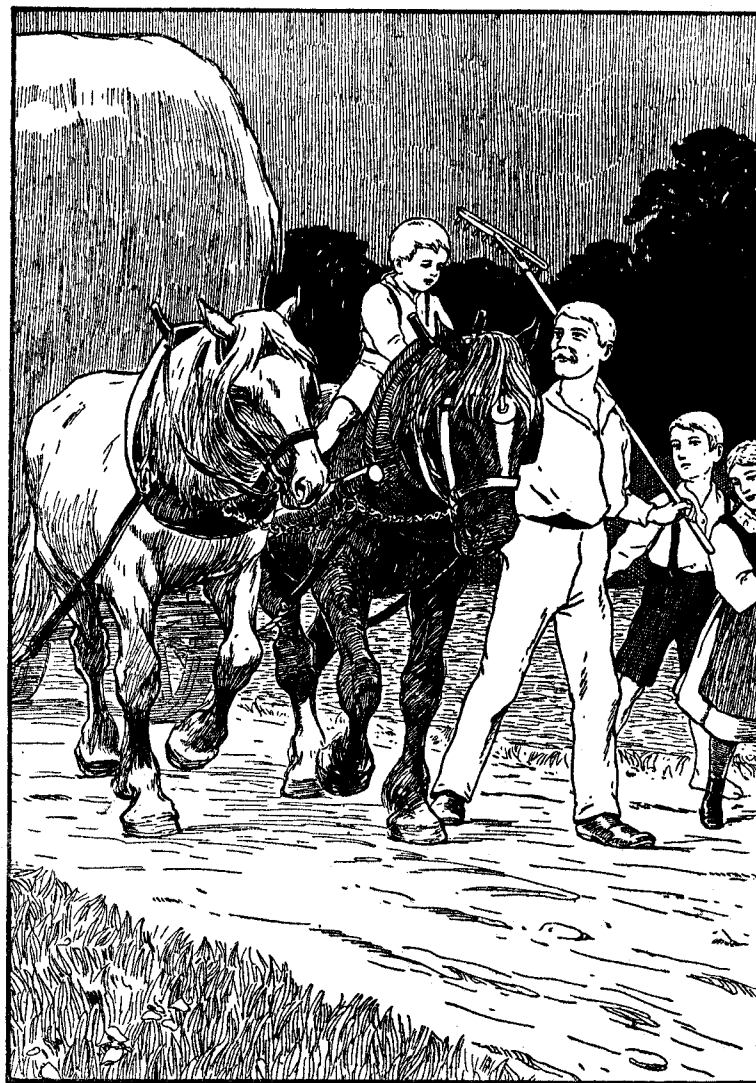
Ab und zu kam Bauer Schütt und sah nach dem Rechten. Heini hatte Gelegenheit, ihn nun auch kennen zu lernen. Der Bauer sah ganz rotbraun aus und wischte sich oft das breite Gesicht mit einem blaukarierten Taschentuch. Peter und Heini griffen jedesmal mit zu, wenn sie ihn kommen sahen, aber er hatte kein Auge für sie. Er zählte nur die Säcke und sah, daß sie gut aufgeladen würden. War ein Wagen voll, durfte Peter auf dem Nebenpferd sitzen und mit zu Hof reiten. Auch Heini hatte sich einmal in den Sattel setzen lassen, hatte aber ein so ängstliches Gesicht gemacht, als die Pferde ein wenig anzogen, daß der Knecht ihn lachend wieder herunterholte.

„Du hast auch längere Beine,“ sagte er etwas beschämt zu Peter.

„Und du bist man bloß bang, mein Jung,“ meinte der.

Heini sagte nichts darauf, und Peter blieb infolgedessen bei seiner Meinung.

Lustig war es hier auf dem Felde, das gab auch Heini zu, sobald er auf festen Füßen stand. Man mochte gar nicht nach Hause gehen, knapp, daß man sich Zeit zum Essen nahm. An Lisbeth dachte keines. Sogar das Kaninchen war abgesetzt und langweilte sich in seinem Stall, froh, wenn es seine regelmäßigen Mahlzeiten bekam, die es oft noch Heinis Großmutter verdankte, die den kleinen, ernteeifrigen Feldbummler an seine Fürsorgepflicht mahnte. So hatte es das Kaninchen immer noch besser als Lisbeth. Die bekam von Heini und Peter kaum noch einen Nick, so wichtig hatten sie es. Und sprachen sie mal mit ihr, dann nahm einer dem andern das Wort vom Munde beim Ausladen aller der Herrlichkeiten, die



man da draußen auf den Erntefeldern genoß. Und sie kam sich ganz ausgestoßen und arm vor. Warum nur die Mutter durchaus nicht erlauben wollte, daß sie mit den Knaben zu Felde ginge.

„Der Bauer mag das nicht,“ hatte sie gesagt. Aber Peter und Heini waren doch dabei.

„Die sind mit ihren Eltern da.“

„Du kannst ja auch nur mitgehen.“

Aber da hatte die Mutter ein ganz eigentümliches Gesicht gemacht.

„Da hab ich nichts verloren. Und du auch nicht. Und nun will ich nichts mehr davon hören.“

Da mußte sich denn Lisbeth bei Alma, der neuen Puppe, Trost suchen, wenn Heini und Peter sie vernachlässigten. Und noch lange Wochen mußte sie warten.

Nach dem Raps kam der Roggen und nach dem Roggen der Weizen. Je leerer die Felder wurden, je voller wurde Peter Schütts Vollmondgesicht und leuchtete zuletzt in lieblichem Glanz. Es war ein Segensommer, und der blaue Himmel schien es mit Peter Schütt zu halten. Die paar Regentage waren zu zählen und beinahe erwünscht, um mal ein wenig Ruhe zu haben.

Peters Vater war schwere Arbeit gewöhnt, seinen Kräften war das bißchen Feldarbeit ein leichtes. Wenn die Hitze nur nicht wäre. Am Wasser wehte doch immer noch mal ein kühles Lüftchen. Aber hier auf den glühenden Augustfeldern rann mancher Tropfen Schweiß mehr, trotzdem so eine Forke mit Stroh nichts war gegen die Zentnergewichte, mit denen am Hafen gearbeitet wurde. Es hat alles seine Schattenseite, sagte Hein Plambeck, und hier ist die viele Sonne. Aber er ließ doch deswegen nicht nach im Eifer und stand als der beste Mann da, wozu ihn seine Mus-

keln und seine stattliche Gestalt vor sich selbst verpflichteten. Der Kohlenschipper vom Hafen, wie ihn Peter Schütts Kollegen spöttisch genannt hatten, wollte seinem Brotgeber keine Schande machen. Peter Schütt aber dachte: Nur ja keine Zufriedenheit merken lassen, die Leute könnten mehr Lohn verlangen.

Dazu hätte nun Hein Plambeck schon Lust gehabt. Der Maschinist, der die Dreschmaschine bediente, hatte ihm bestätigt, was er schon aus der Zeitung wußte, daß am Hafen in der Beziehung jetzt ein guter Wind wehte. Aber er wußte auch, daß mit Peter Schütt nicht zu sprechen war. Und er sprach auch nicht gern mit Peter Schütt. Er mochte ihn nicht. Er war ihm zu voll und zu blank. „Wie'n Saler, der aufpoliert ist.“ Nun mochte Hein Plambeck sonst ganz gern blanke Saler leiden, aber in dieser Gestalt nicht, man mußte sie hübsch in die Tasche stecken können. Peter Schütt aber ließ sich nicht in die Tasche stecken.

Auch kam dazu, daß Hein Plambeck inzwischen erfahren hatte, was zwischen Peter Schütt und dem Backofen stand und was ihm den Heuboden verleidete. Eine alte Geschichte, von der man im Dorf nicht viel mehr sprach, so daß sie ihm so lange unbekannt bleiben konnte. Aber hier auf dem Hofe, bei der Arbeit, unter dem Gesinde, fiel hier und da ein Wort, das alte Geschichten wieder aufrührte.

Der Bauer hatte vor Jahren einmal einen Knecht unschuldigerweise des Diebstahls bezichtigt. Der Sack Hafer hatte sich nachher gefunden. Aber der Knecht, in seinem Ehrgefühl verletzt, war gegen den Bauern aufgestanden, und Peter Schütt, statt die Sache niederzuschlagen, wie es wohl in seinem großmüthigen Charakter gelegen — was war ihm ein Sack Hafer — Peter Schütt war heftig geworden und hatte mit der Polizei gedroht. Da war

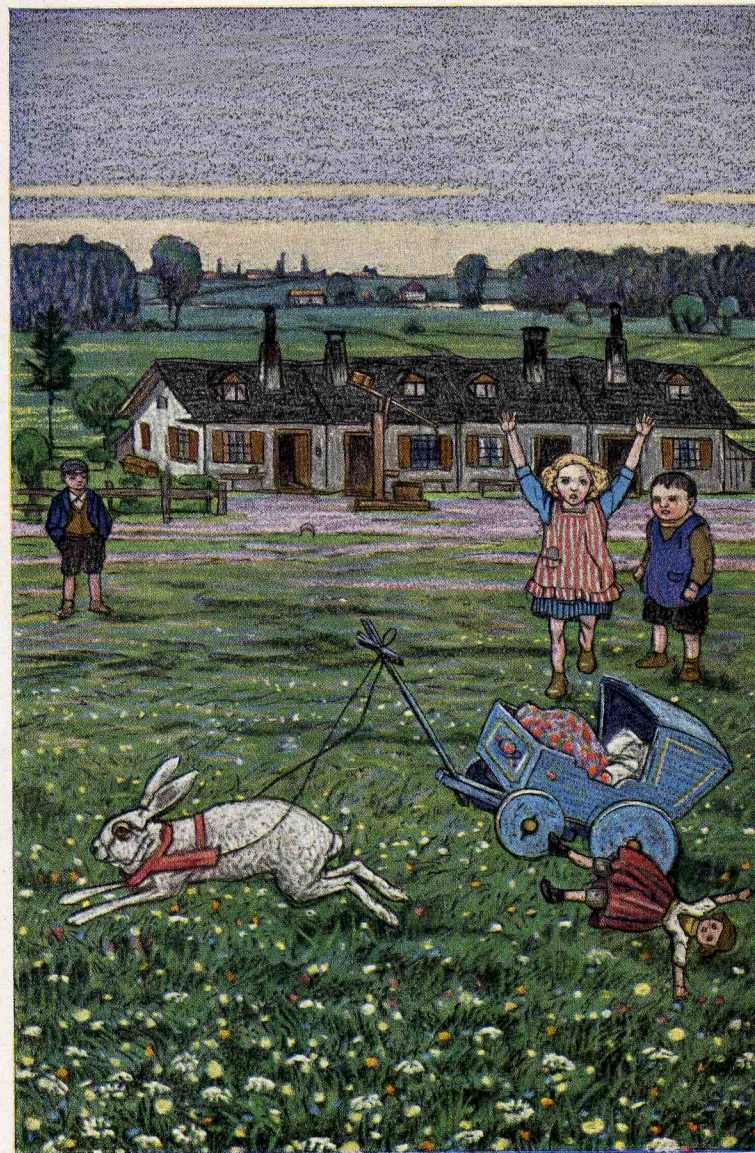
denn dem armen Knecht angst und bange geworden, und er hatte sich auf dem Heuboden versteckt, und als die Polizei kam, fand sie ihn dort tot. Er hatte sich erhängt. Der Knecht war der Fritz Langhammer gewesen. Er hatte gerade geheiratet, und seiner jungen Frau gegenüber war ihm wohl die Schande doppelt schwer gewesen.

Der Bauer hatte es an der jungen Frau, die sich schon Mutter fühlte, in seiner Weise wieder gut zu machen gesucht. Sie wohnte seitdem im Backofen, den er ihr als Freiwohnung überließ. Natürlich hatte es viel Gerede gegeben. Doch der Bauer hatte ja nicht im Schlechten gehandelt, man mußte gerecht sein. Und Hein Plambeck war es auch, als er diese Geschichte hörte.

„Das war ein Unglück für beide,“ sagte er.

Wenn er Peter Schütt aber so fest wie ein Fuder Weizen auf seinem Hof stehen sah und ihn mit seiner tiefen, fetten Stimme kommandieren hörte, dachte er doch manchmal an den armen Fritz Langhammer, und wie der vor der Beschuldigung dieses herrischen Mannes in den Tod gegangen war.

Doch das alles war es nicht, was Hein Plambeck mehr als vorübergehend bewegte. Das war etwas ganz anderes und konnte wunderbar und albern erscheinen. Bisher war Peters Vater nur von seinen Kollegen „Hein“ angeredet worden, jetzt rief ihn Peter Schütt auch einfach „Hein“. Das war ihm das Schwerste bei der ganzen Geschichte, daß er sich auch vor seinem Jungen einfach mußte „Hein“ rufen lassen. Aber sollte er sagen: „Herr Schütt, ich heiße Plambeck?“ Die andern Knechte und auch die Mägde wurden alle beim Vornamen gerufen. Der Fritz und der Dskar und die Kathrin und die Lena und wie sie hießen. Das war nun vielleicht albern von Peters Vater, daß er dagegen nicht an konnte,



und er bemühte sich auch redlich, es leicht zu nehmen. Aber es wurmte ihn nun einmal immer wieder, es ließ sich nichts dagegen machen. Und diese kleine Schwäche wurde der Nährboden für alle anderen unzufriedenen Gedanken, so daß zuletzt ein ganzes Unkrautbündel da stand, das ihm das Feld, auf dem er so schön zu arbeiten gedacht hatte, nach und nach vergiftete. Und als der Sommer zu Ende war, mochte Hein Plambeck nicht mehr.

„Warum nicht?“ fragte Peter Schütt.

„Das ist keine passende Arbeit für mich, Herr.“

„Keine passende Arbeit?“

„Nein, Herr, das ist das nicht. Ich bin nun mal das Wasser gewohnt. Da hätte ich bleiben sollen.“

Da fing Peter Schütt an, das Wasser schlecht zu machen und das Land zu loben.

„Und der gute Verdienst, Hein?“

„Um Wasser verdiene ich mehr, Herr,“ sagte Peters Vater, der sich über das „Hein“ wieder ärgerte.

„Aber schwerer, Hein.“

„Wenn man die Kräfte hat, nicht, Herr.“

Da redete Peter Schütt etwas von Begehrlichkeit und Unzufriedenheit und von Höherhinauswollen, so daß Hein Plambeck des Redens müde wurde und sagte: „Der Arbeiter will auch leben, Herr.“

„Gut leben,“ höhnte Peter Schütt.

„Ja, Herr, so gut als möglich. Das wollen wir alle.“

Hein Plambeck sah ganz zornig aus, denn es erboste ihn, daß Peter Schütt von Begehrlichkeit sprach. Und Peter Schütt lenkte ein und lachte nur noch spöttisch: „Reisende Leut' soll man nicht aufhalten.“

Falte, Drei gute Kameraden.

Im stillen ärgerte er sich aber über Peters Vater. Noch gestern hatte er ihn am Bierisch gelobt, eigentlich gegen seinen Willen. Es war ihm so herausgefahren, das wäre der beste Knecht, den er noch gehabt hätte, und heute mochte Hein Plambeck schon nicht mehr. Was würden die Leute denken? Daß bei Peter Schütt nicht auszuhalten wäre. Mochten sie. Peter Schütt brauchte sich um die Meinung der Leute nicht zu kümmern. Aber die Leute sollten doch auch nicht glauben, daß irgend etwas zwischen ihm und dem besten Knecht vorgefallen wäre. Daher war es gut, wenn sie in Frieden auseinander gingen. Im ersten Ärger hatte er dem dummen Kerl auch die Wohnung kündigen wollen. Aber es war doch besser, wenn er das nicht tat. Warum auch? Einen Knecht bekäme er schon wieder, aber einen so ehrlichen, zuverlässigen Mieter vielleicht nicht. Peter Schütt rechnete bei allem, was er tat, und nie zu seinem Schaden.

Als er Hein Plambeck den Lohn auszahlte, fragte er so obenhin: „Wie wird's denn nun mit der Wohnung?“

„Ich denke, das bleibt so, Herr.“

„Eigentlich sollt' ich Euch nun ein bißchen steigern, bei dem schönen Verdienst am Hafen.“

„Dann müßt ich ausziehen, Herr.“

„Spaß, Plambeck,“ sagte Peter Schütt.

So war denn das Landleben zu Ende, und Peters Vater nahm wieder jeden Morgen seine Blechkanne mit Kaffee über die Schulter und fuhr mit der Straßenbahn an den Hafen hinunter. Es gab da wirklich ein paar Mark mehr zu verdienen jetzt, und Hein Plambeck schalt sich einen Esel, daß er Bauernknecht hatte spielen wollen. Die alten Kollegen neckten ihn, und er ließ es sich gefallen. Sie hatten ja recht.

„Wenn man im Grauen Esel wohnt,“ sagten sie.

„Im Grauen Esel wohnt es sich schon gut, man muß nur selber keiner sein,“ meinte er.

„Geht auch vorüber, Hein. Nun bleib' nur bei uns. So ein schönes Stück Geld verdienst du beim Bauern doch nicht.“

Und Hein Plambeck fühlte sich wieder wohl bei seiner alten Arbeit und unter seinen alten Kollegen. Peter freilich war mit dem abermaligen Wechsel nicht einverstanden. Nun war ihm der schöne Hof wieder verschlossen.

„Da hast du nichts mehr zu suchen,“ sagte sein Vater.

Leider nicht, dachte Peter und ging nie an Peter Schütts schokoladebraun gestrichenem Hofstor vorüber, ohne einen Augenblick stehen zu bleiben und einen verlangenden Blick hineinzurufen. Und sah er einen der Knechte oder eine der Mägde, rief er ihnen einen Guten Tag zu und war glücklich, wenn sie wieder grüßten. Und traf es sich gerade, daß die Pferde über den Hof geführt wurden, rief er die beim Namen. „Bunter Hans, hüü!“ und „Komm, Liesch!“ Oder er fragte den Knecht, ob der Fuchs auch gut fräße und machte sich wichtig. Man nahm es ihm nicht übel und stand ihm gutmütig Rede. So blieb er noch lange mit Peter Schütts Hof verbunden und nahm sich vor, später auch Pferdeknacht zu werden, aber nur bei einem großen Bauern. Mit den kleinen ist nicht viel los.

Aber einmal merkte er doch, daß mit den großen Bauern nicht gut Kirschchen essen ist. Peter Schütt kam nämlich gerade zum Hofstor hinaus, sah ihn stehen und fragte: „Willst du etwas?“

„Nein,“ sagte Peter eingeschüchtert.

„Denn geh' man nach Haus, mein Jung, und lungert hier nicht herum.“

Ganz grob sagte der Bauer das, und Peter zog seine Mütze und ging mit einem roten Kopf ab. Seine Vorliebe für Peter Schütts Hof war ein wenig gedämpft worden, und seine Gedanken nahmen wieder mehr die Richtung auf den Backofen. Er kam, sah, daß die Puppe Alma seinen Platz bei Lisbeth ausfüllte, und siegte beim ersten Besuch schon über dieses steife, gefühllose und aufgeputzte Geschöpf.

Was war er aber auch für ein Held geworden. Sogar zu Pferde hatte er gegessen, auf „Bunter Hans“.

„Das ist das allerwildeste Pferd, was Peter Schütt hat. Und nicht man so eben, nein, immer Galopp. Reiten kann ich jetzt schon.“

„Ich hab auch schon auf'n Pferd gegessen,“ sagte Heini.

Aber da mußte Peter doch lachen.

„Was du wohl hast. Gleich wieder 'runtergefallen bist du.“

„Bin ich nicht!“ rief Heini empört.

„Nein, aber bang bist du gewesen, und da hat Jochen dich gleich wieder 'runtergenommen.“

„Gleich nicht.“

„Willst noch lügen?“

Das schien Heini doch nicht zu wollen, denn er schwieg.

Und dann spielten sie „Einfahren“.

Es war zwar schon Oktober, aber sie fingen noch einmal mit der Rapsaaternte an, bewältigten aber am gleichen Tage auch noch die Roggen- und Weizenernte, so fleißig wie sie waren. Peter war der Bauer, Lisbeth der Knecht und Heini natürlich das Pferd.

Großmutter's Lesestunde

Am Morgen hatte auch Heini Schiefertafel und Lesefibel unterm Arm. Heini Wittmaack geht in die Schule. Heini Wittmaack? Der kleine Heini? Nicht möglich? Sieh einer an, sagten die Leute.

Heini war stolz. Er verglich Tafel und Buch mit Lisbeths Tafel und Buch. Es stimmte, eins war wie das andere. Nur sein Schwamm war ein klein wenig größer. Das gehörte sich auch wohl so, dachte er. Ein Jungschwamm darf schon etwas größer sein als ein — Deernschwamm. Heini brauchte in Gedanken wirklich diesen Ausdruck „Deernschwamm“. Und er war auch ein klein wenig verächtlich gemeint. Oh, Heini war so stolz auf seine neue Schülerwürde, daß er beinahe ganz vergaß, daß Lisbeth zu gleicher Würde aufgerückt war. Jedenfalls beanspruchte er ein größeres Stück der Schulbank. Wenn es danach ging, war der dicke Heini obenan. Die magere Lisbeth! Würde man in der Schule nach Gewicht gesetzt, sie wäre wahrscheinlich die Letzte in der Klasse geworden. Aber danach ging es nun nicht, und es dauerte nicht lange, da nahm sie auf der Mädchenbank einen höheren Platz ein, als der gewichtige Heini unter den Knaben.

Im Anfang freilich plagten sie sich beide gleich sehr mit den Auf- und niederstrichen. Auf der Schiefertafel mit dem spitzen Griffel war es doch eine schwere Kunst. Mit dem Stock in den Sand war es viel leichter gewesen. Und Herr Mummel konnte ein so strenges Gesicht machen, wie es der Peter nie fertig brachte. Aber man konnte nun einmal beim Peter keine Schreibstunde nehmen und mußte sich quälen. Dem Heini war die Faust

zu schwer. Er pflügte förmlich mit dem Griffel über das Schieferfeld und hatte das Unglück, daß ihm die Aufstriche immer dicker und stämmiger gelangen als die Niederstriche, bis er nach langer Übung dahin kam, sie beide gleich stark zu machen. Lisbeth aber hatte eine „schlanterige“ Hand mit einem schwachen Handgelenk, das den Widerstand des boshaften Griffels und der dummen Tafel schlecht bewältigen konnte. Es waren zittrige, schwankende Striche, was sie malte, und so zart wie ein Hauch.

Weniger schwer wurde beiden das Lesenlernen, das Lautieren. Sie mmmten und nnten und hauchten und zischten, daß es nur so eine Art hatte. Als es aber nachher an ein zusammenhängendes Lesen ging,

die Maus hat ein Haus
der Mann hat ein Bein
die Ziege gibt Milch

da hatte es Lisbeth doch immer um ein wenig früher heraus als Heini. Und während er noch immer mit krampfhaft zusammengekniffenen Lippen mmmte, sprang bei ihr die Maus schon hurtig aus dem Mündchen.

Aber es kamen doch auch schwere Tage für Lisbeth. An der Mutter hatte sie keine Hilfe, die mußte den ganzen Tag arbeiten und konnte nicht immer nach dem Rechten sehen. Da war es denn ein Glück, daß Heini eine Großmutter hatte, die sich seiner annahm und nicht böse war, wenn Lisbeth sich auch dazufand. Die alte Frau setzte ihre große Hornbrille auf und las und lautierte geduldig mit den beiden Kindern, die meinten, bei ihr wäre es viel schöner als in der Schule; warum sie nur nicht immer zur Großmutter gehen dürften statt zum Herrn Mummel. Lisbeth sagte auch schlankweg Großmutter. Heini hatte es ihr einmal verwehren

wollen, „das ist ja gar nicht deine Großmutter, das ist ja meine Großmutter“; aber die alte Frau hatte Lisbeth freundlich getätelt: „Sag du man ruhig Großmutter, mein Deern.“

Großmutter saß auch im Sommer in ihrem großen Stuhl neben dem Ofen, und die Kinder mußten sich an ihren Schoß stellen oder auf einen Schemel zu ihren Füßen setzen. Großmutter nahm es sehr genau. Sie lautierte geduldig mit, und wenn sie so recht ernsthaft mmm machte oder ein f fauchte, fing Lisbeth manchmal laut an zu lachen, so komisch klang es ihr. Dann lachte Großmutter mit. Nur bei Heini hieß es wohl mal: „Dummer Jung, warum lachst du?“ War es, daß sie Lisbeth als der Fremden nicht unfreundlich begegnen mochte, oder war sie ihr besonders zugegan, weil sie so klein und fein war? Oder weil sie klüger war als der schwerfällige Heini und ihr das Lehramt leichter machte?

Heini empfand das kaum als ungerecht. Er nahm es so hin, wie alles, was ihm das Schicksal bescherte. Überdies gönnte er es Lisbeth wohl, wenn der Großmutter hagere Hände ihr die schmalen, blassen Backen streichelten. Er hatte sie ja auch so gerne und wußte unter all den anderen Schulmädchen keine, mit der er lieber hätte spielen mögen als mit der Lisbeth. Sowie die Schularbeiten gemacht waren, ging es eiligst hinaus nach dem Backofen, erst zu Frau Langhammer hinein, wo Lisbeth Tafel und Bibel ablegte und herumtschnöckerte, ob nicht irgend etwas für den Kleinen Schnabel da war — es war hin und wieder etwas da, auch für Heinis gieriges Mäulchen — und dann hinaus zum Peter.

Der war allemal schon am Platz, der große Junge, als der er sich jetzt fühlte. Obgleich er immer „fein viel auf hatte,“ war er doch gewöhnlich früher mit seinen Schularbeiten fertig als die beiden Kleinen Dummchen. Er verstand jetzt Pfeifen zu schneiden,

einen Fligbogen zu machen, einen Drachen aufzufeuern und war so recht ein geschickter kleiner Basteler. Am liebsten ließ er Schiffe auf dem Graben schwimmen, die er aus altem Zigarrenkistenholz selbst zurechtgezimmert hatte. Er wollte überhaupt Seemann werden. Sein Vater hatte ihn zum erstenmal wieder mit an den Hafen genommen, und da hatten alle die vielen Schiffe es ihm wieder angetan.

„Junge, was sind das für Schiffe! Da kann euer ganzes Haus in stehen.“

„Das lügst du!“ rief Lisbeth schlankweg. Ihr Haus? Der ganze Backofen? Das war unmöglich!

„Willst wetten?“

Lisbeth besann sich.

„Meinst, ich wett, wenn ich nicht gewinn?“ fragte Peter triumphierend.

Ziege und Schwein

Es war in diesem Jahre, daß Plambecks eine Ziege bekamen. Der Verdienst am Hafen mußte doch wirklich nicht schlecht sein. Alle Nachbarn stellten das fest, angesichts dieser Ziege. Sie standen alle dabei, als sie ankam.

Sie sagte „Mäh,“ stemmte alle Viere fest auf und wollte nicht in den Stall. Aber Peters Mutter nahm sie bei den Hörnern, und Peter schob hinten nach. Da mußte sie. Drinnen betrug sie sich manierlich und erwies sich als eine gute und brauchbare Ziege, für die das Geld nicht weggeworfen war. Sie erhielt den Namen Liese, und als Lisbeth und Heini zuerst ihre Bekanntschaft machen durften, ließ sie sich von Lisbeth ruhig streicheln. Der ungeschickte

Heini trat ihr gleich auf den Fuß, und so wollte sie von ihm nichts wissen und stieß nach ihm. Infolgedessen fiel sein zweiter Annäherungsversuch etwas vorsichtig aus, und er kam nicht weiter, als daß er sie mit ausgestrecktem Arm eben über dem Schwanz ein wenig mit den Fingerspitzen kitzelte. Aber auch da war sie nicht ungefährlich. Sie hob plötzlich das rechte Hinterbein und zahlte Heini den Tritt zurück. Ob es Zufall oder wohlüberlegte Rache war? Jede Vertraulichkeit aber zwischen Heini und Liese wurde so im Keim erstickt.

Peter war natürlich bester Mann bei der Ziege. Sie fraß ihm aus der Hand und folgte ihm willig, wenn er sie am Strick auf die Weide brachte, um sie für den Tag dort anzupflocken. Lisbeth und Heini bildeten dabei regelmäßig das Gefolge. Es glich jedesmal einem kleinen Triumphzug, und die Ziege hätte wohl Ursache gehabt, stolz zu sein. War sie das, so zeigte sie es doch nicht, während Peter seinen Stolz auf Liese offen zur Schau trug.

Was war es aber auch für eine Ziege! Sie war fast schneeweiß, mit einem langhaarigen, seidenweichen Fell, einem kleinen, klugen Kopf und zwei niedlichen Hörnern. Das beste war natürlich, daß sie reichliche und fette Milch gab, denn ihrer Schönheit halber hatte sie Peters Vater nicht allein gekauft. Er hatte sauer erworbene Taler für sie gegeben, und rechnete darauf, daß sie ihm aus Lieses vollen Eutern mit Zinsen wieder zuströmen.

Heini und Lisbeth beneideten Peter um die Ziege. Das war doch etwas anderes als ein Kaninchen. Das einzige Mittel, um ihrem Neid den schmerzenden Stachel zu nehmen, war, daß sie sich stillschweigend als Mitbesitzer der Ziege fühlten. Und sie ermüdeten nicht, sich ein Unrecht auf die zu erwerben und zu erhalten, indem sie sie täglich im Triumph mit auf die Weide brach-

ten. Lisbeth mit einem grünen Zweiglein in der Hand, Heini, indem er aufgereggt nebenher lief, vorsichtig beiseite sprang, wenn die Ziege mal unermutet stillstand, und sich ihr wieder mutig näherte, wenn Peter sie mit Schmeicheln oder Gewalt zum Weitergehen bewogen hatte.

Oft blieb Liese nur stehen, um an der Baumrinde zu schnupern und zu nagen, was sie eigentlich nicht durfte und ihr nur hin und wieder von Peter gestattet wurde. Tat sie es unerlaubt, bekam sie jedesmal mit Lisbeths grünem Zweig eins auf die Nase. So war es morgens, wenn sie im Triumph auf die Weide gebracht wurde, und so war es abends, wenn sie im Triumph wieder nach Hause geholt wurde. War es zu verwundern, daß Kaninchenpeters Glanz vor einer so strahlenden Erscheinung, wie es Liese war, verblich? Er war nebenbei alt und fett geworden, und nur Heini bewahrte ihm noch eine gewohnheitsmäßige Liebe. Er hätte ihn jetzt gerne Hans oder Fritz oder Emanuel nennen dürfen, es hätte sich keiner deswegen erregt. Jetzt war Liese Trumpf, die unergleichliche, wunderbare Ziege.

Selbst bis Peter Schütt war die Kunde von ihr gedrungen. Das konnte ja nicht anders sein. Peter Schütt wußte alles, was im Grauen Esel vorging, in „seinem“ Grauen Esel, bei „seinen“ Mietern. Nicht daß er besonders umherspionierte oder es sich zutragen ließ, aber im Ort wußte immer einer vom andern. Jedes Mittagessen war ein öffentliches Geheimnis, und man wußte so ziemlich, wieviel Eier des Nachbars Hühner legten. Und Peter Schütt hatte für alles, was ihn besonders interessierte, feine Ohren.

Hein Plambeck hatte sich eine Ziege gekauft. „Der Kerl, da hat er sich doch ein gut Stück Geld bei mir verdient,“ war Peter

Schütts erster Gedanke. Und sein zweiter, daß die Löhne am Hafen doch nicht schlecht sein könnten. Sein dritter Gedanke aber war: „Du möchtest den Kerl jetzt doch wohl ein bißchen steigern. Er kann sicher mehr Miete zahlen.“ Aber das ging ja nun nicht, ganz abgesehen davon, daß Hein Plambeck damals gesagt hatte: „Dann zieh' ich aus, Herr.“ Er konnte nicht dem einen die Miete steigern und den andern nicht. Und bei den andern war nicht viel zu holen.

Nun, ihm konnte es ja recht sein, wenn es Hein Plambeck gut ging, obgleich er es dem hochnäsigen Kerl eigentlich nicht gönnte. Denn das hatte sich in Peter Schütts Kopf festgesetzt, daß Hein Plambeck „hochnäsig“ wäre. „Zimmer oben hinaus und wie die Herren leben.“

Das war aber gar nicht Peter Schütts Meinung von einer richtigen Weltordnung. Wohin sollte das führen, wenn nun auch die Kleinen Leute anfangen wollten, gut zu leben.

So weit gingen also die Kreise, die das Erscheinen von Plambecks Ziege zog. Gewiß eine seltene Ziege! Und es war kein Wunder, daß sie im engeren Kreise wie eine Königin verehrt und umschmeichelt wurde.

Eines Tages aber bekam Liese eine Nebenbuhlerin, die ihr die Gunst Heinis und Lisbeths auch wirklich auf einige Zeit entzog. Eigentlich war es ein Nebenbuhler. Frau Langhammer hatte sich ein Ferkelchen zugelegt, eines von Bauer Brindemanns diesjährigen Kleinen, rosigen Ferkelchen. Der Platz dafür war ja immer da gewesen, und endlich hatten die zurückgelegten Pfennige eine genügende Summe ergeben, um diesen langjährigen Lieblingstraum verwirklichen zu können. — Ein kleines, rosiges Ferkelchen gegen eine große, schneeweiße Ziege!

Peter stand treu zu Liese. Was war das rosigste Ferkelchen gegen eine so schöne Ziege. Das bißchen Rosige würde sich bald verlieren, und das Gequieke war doch wahrhaftig mißtöniger als Lieses helles, heiteres Mäh. Es war ja ganz drollig anzusehen, wenn das Schweinchen die rosigen Ohren auf- und niederklappte, das Schwänzchen ringelte und auf den vier kurzen Beinchen in dem kleinen Stallraum hin- und herjagte, als wäre etwas hinter ihm her, und plötzlich stillstand, die Wand anstarrte und so eigentümliche Bewegungen mit der Nase machte, daß sie alle laut lachen mußten. Gewiß war das sehr drollig. Aber deswegen Liese untreu zu werden, war ein starkes Zeichen von Charakterchwäche bei Heini und Lisbeth und bewies ihm wieder mal, daß sie doch eigentlich noch rechte Kinder waren.

Aber auch andere Leute, die keine Kinder mehr waren, sprachen von Frau Langhammers Ferkelchen mehr, als sie damals von Plambeck's Ziege gesprochen hatten.

Sogar auch Peter Schütt, der große, selbst so ferkelreiche Peter Schütt. Aber er sagte nur kurz und obenhin: „So, will sie sich ein Schwein fett machen?“ Mit allem, was den Backofen anbelangte, befaßte er sich nicht gern lange. Um so eifriger sprachen die andern von Frau Langhammers Schweinchen.

Und Peter hörte viel von Pfundsgewicht und Speck und Viertel und Schweinepreisen und Hausmacherwurst und wurde gegenüber dieser Wichtigkeit, die man dem Ferkelchen beilegte, nur noch verstockter und stellte nach den ersten beiden Malen seine Besuche im Schweinestall ein. Seine Charakterfestigkeit hatte den Triumph, daß dann auch Heini und Lisbeth sich bald wieder ihm und seiner Ziege zuwandten. Lisbeth hatte Peters Zurückhaltung empfunden, für sie war die Frage, Peter oder das Ferkelchen. Und

da siegte Peter. Und Heini war eben immer, wo die andern waren; der dritte Mann.

Ja, er war und blieb Nummer drei. Erst kam Peter, dann Lisbeth, und dann kam er, wenn man die Ziege nicht mitrechnen wollte, die eigentlich auch noch vor ihm kam. Lisbeth hatte ein paar mal die Ziege am Strick führen dürfen, und als Liese einmal unbotmäßig gegen Lisbeth war, hatte Peter sie geschlagen, seine Ziege geschlagen. Aber wenn sie Heini anrumpelte, was sie mit Vorliebe tat, bekam sie keine Schläge. Im Gegenteil, Heini bekam immer die Schuld, und als er bei einem solchen Zusammenstoß einmal mitten auf den Weg zu sitzen kam, wollte Peter sich krumm lachen. Es sah freilich komisch genug aus, als der Heini sich mit beiden Händen den schmerzenden Körperteil rieb. Aber trotz dieser wiederholten unliebsamen Erfahrungen mit Liese blieb Heini doch ein treuer Erabant der Ziege. Die Bewunderung, die er ihr zollte, war mit Respekt gemischt. Er war zufrieden, sie begleiten zu dürfen; sie zu führen, hätte er sich niemals vermessen.

Als es draußen zu unwirklich für die Ziege wurde und der Herbstwind den großen Bäumen manchmal schon recht heftig in die Kronen fuhr, sammelten sie welkes Laub, das als Stallstreu benutzt wurde. Sie durften es nur so aufraffen, armvoll, es lag auf allen Wegen: große, zackige Kastanienblätter, braune und gelbe, viele runde Lindenblätter, Buchenlaub und rostrote Eichenblätter. Das war ein Spaß, die alle in den Sack hineinzustopfen. Da es genug davon gab, und es auf ein Zerstreuen nicht ankam, warfen sie sich gegenseitig mit dem raschelnden Laubwerk, daß es eine stiebende Schlacht war. Und manchmal fuhr auch der Wind mit dazwischen. Das war denn lustig.

sie erkundigte sich in diesen Tagen so auffallend oft nach deren Befinden, daß Peter sie geradeaus fragte: „Du meinst wohl, die soll auch krank werden?“ Worauf Lisbeth ordentlich blaß wurde, denn sie hatte in ihrem Herzen wirklich so etwas — gewünscht nicht, aber sich so unbestimmt vorgestellt, wie es doch ganz gut möglich sein könnte, daß die Ziege auch plötzlich mal krank würde und stürbe.

Ein Trost wurde ihr. Ein wildernder Hund hatte Heimis Kaninchen totgebissen. Der arme kleine Kerl jammerte sehr, aber er fand wenig Mitgefühl bei Lisbeth. „Dein altes Kaninchen,“ sagte sie verächtlich. „Wir haben man unser Schwein verloren.“

Heini hatte den Wunsch, Kaninchenpeter ebenso feierlich zu begraben wie damals die Puppe Erna. Aber er wagte ihn nicht zu äußern. Und so wurde das Kaninchen sang- und klanglos eingescharrt, nachdem ihm vorher das weiche Fell abgezogen worden war, um für Großmutter ein Paar warme Schuhe daraus zu machen. Das war für Heini ein kleiner Trost, und er erzählte jedem, der es hören wollte, was seine Großmutter für schöne Schuhe hätte.

Peters Ziege blieb bei Gesundheit, den ganzen Winter hindurch, und als der Frühling wieder da war, hatte sie sogar zwei kleine, allerliebste Zicklein.

Wie gut, daß sie nicht gestorben ist, dachte Lisbeth. So süße kleine Ziegen. Jetzt war es erst ein Leben, wenn es auf die Weide ging, ein Gemäh und Gemecker und ein Gelächter, wenn die Kleinen Dinger schon mit possierlichen Sprüngen ihre ersten Stöße an Heini übten. Man hätte wirklich meinen können, es läge in der Natur der Ziegen, Heini Stöße zu versetzen. Aber es lag nur daran, daß Heini überall im Wege stand.

Als sie von der Mutter entwöhnt waren und schon fleißig Gras und Kräuter rupften, nahm Peter eines von ihnen auf den Arm und brachte es nach dem Backofen.

„Das will ich dir schenken,“ sagte er zu Lisbeth.

„Darfst du das verschenken?“ fragte Frau Langhammer. „Die Ziegen gehören doch deinen Eltern, das können wir nicht annehmen.“

„Mein Vater hat es gesagt,“ beharrte Peter. „Und das nehmen Sie man ruhig. Das können Sie gerne kriegen.“

Aber Frau Langhammer nahm das Zicklein nicht, so sehr Lisbeth bat und bettelte und zuletzt gar weinte.

„Was sollen wir mit dem Tier? Wer soll es füttern und pflegen und aufpassen? Ich habe keine Zeit, und du bist noch zu klein.“

Sie hatte wohl recht, so eine Ziege verlangt mehr Obacht als ein Schwein, das still in seinem Stall liegt und frisst, was man ihm in den Trog schüttet, und daran ist auch im ärmlichsten Hausstand kein eigentlicher Mangel. Aber eine Ziege, soll sie gut Milch geben, will eine Bedienung, will ihr Heu im Winter und ihr Grünfutter im Sommer und will Weide.

Vielleicht war Frau Langhammer zu schwierig; aber das Unglück mit dem Schwein hatte sie verzagt gemacht, und sie mochte von keinem Vieh mehr hören. Da mußte Peter denn mit dem Zicklein wieder abziehen.

„Ob er es mir nun wohl schenkt?“ dachte Heini. Aber Heini bekam es nicht, und kein anderer bekam es. Beide Zicklein wurden verkauft, und Peters Vater trug das Geld auf die Sparkasse.

Frau Langhammer mußte wohl, daß ihr ein Trost für das verlorene Schwein hatte geboten sein sollen, und ging zu Peters

Eltern und bedankte sich für die gute Absicht. Lisbeth aber rechnete die beabsichtigte Wohltat sich zu. Ihr hatte Peter das Zicklein zuerst geschenkt, und in ihrem kleinen Herzen war jetzt eine Freude, wenn sie an ihn dachte, wie sie sie bisher noch nicht empfunden hatte. Alle bekamen es zu wissen, in der ganzen Klasse, daß Peter Plambäck ihr eins von seinen Zicklein hatte schenken wollen, und daß ihre Mutter es nicht erlaubt hatte. Und sie sprach bei dieser Gelegenheit zum erstenmal in ihrem Leben mit einem geringschätzigen, vorwurfsvollen Ton von ihrer Mutter. Und alle, alle fanden, daß ihre Mutter sehr „dumm“ gewesen war.

Peter aber hatte Lisbeths Herz. Sie war ihm ja immer gut gewesen, aber jetzt kam es ihr erst zum Bewußtsein, daß er ihr lieber war als alle andern. Alles, was er tat, sah sie jetzt in einem besonderen Licht. Er konnte auf zwei Fingern pfeifen. Das konnten die meisten Jungen. Aber bei ihm staunte sie es als etwas Besonderes an. Er konnte einen Stein sehr weit werfen, und sie achtete gar nicht darauf, ob andere weiter warfen; was Peter tat, war für sie unübertrefflich. Und er tat mancherlei, was ein kleines, bewunderndes Mädchenherz in Staunen und Entzücken versetzen konnte. Er kletterte in den höchsten Baum und lachte Heini aus, der auf halbem Wege wieder umkehrte. Er lief auf den Händen und schoß dreimal hintereinander „Kapeister“. Heini konnte nicht auf den Händen laufen, und wenn er Kapeister schoß, brachte er es nur einmal fertig und plumpete dann noch hin wie ein Mehlsack. Es gab wirklich nichts an Heini zu bewundern als die Unermüdllichkeit, mit der er alles nachahmte, was Peter tat. Eines konnte er ihm aber mit dem besten Willen nicht nachtun: seinen Holzpantoffel mit einem einzigen Schwung frei weg vom Fuß durch die Luft zu schleudern; denn Heini trug Knöpfstiefel, zu seinem großen

Bedauern. Wenn Peter, die linke Hand in die Seite gestemmt, erst so ein paar mal mit dem rechten Bein pendelte und dann mit einem plötzlichen Sauser den Pantoffel auf Reisen schickte, stand Heini dabei, und sein kurzes Bein pendelte unwillkürlich leise mit, und segelte Peters Pantoffel ab, gab's ihm ordentlich einen Ruck, daß er sich um sich selbst drehte, wie wenn er eine volle Kugel auf alle Neune die Bahn hinuntergeschickt hätte.

Das Bewundernswerteste am Peter aber war die Geschicklichkeit und der Mut, womit er Eidechsen und Schlangen fing. Natürlich nur kleine, unschädliche Blindschleichen. Aber Heini hätte sie um alles in der Welt nicht angefaßt. Doch Lisbeth mußte das Glas oder die Zigarrenkiste halten, wenn Peter die Gefangenen einsperrte, und mit Zittern und Zagen nahm sie sogar einmal selbst eine Schlange in die Hand und log tapfer, es wäre gar nichts dabei, als das kalte Reptil seinen schlanken Leib um ihre kleinen Finger ringelte.

Um nicht ganz an Tapferkeit zurückzustehen, fing Heini eines Tages mit mehr Glück als Gewandtheit einen Frosch. Aber das sollte ihm schlechter bekommen als dem quakenden Grünrock. Angstlich hielt er ihn zwischen Daumen und Zeigefinger an einem der Hinterbeine, weit von sich ab, so daß das arme Tier krampfhaft Zuckungen in dieser ungemütlichen Lage machte. Da schlug Peter ihm derb auf die Hand, so daß er den Frosch fallen ließ.

„Tierquäler!“ schrie er ihn an. Heini, den der derbe Klaps arg schmerzte, geriet in einen unbändigen Zorn darüber, so vor Lisbeths Augen geschlagen zu werden. „Selbst Tierquäler!“ schrie er zurück und gab Peter einen unsanften Knuff mit der geballten Faust in den Rücken. Peter war starr über diese Dreistigkeit. Heini knuffte, das war ja ganz unerhört.

„Was fällt dir ein?“

„Wenn du mich haust!“

Peter gab den Knuff zurück.

Heini verzog das breite Gesicht schon halb zum Weinen, aber er knuffte wieder.

Lisbeth stand dabei und hielt mit beiden Händen einen Glas-Hasen umfaßt, in dem eine einsame, kleine, gelbe Eidechse sich vergeblich bemühte, an den glatten Wänden hinaufzukriechen. Halb erschrocken, halb erwartungsvoll sah sie die beiden aufeinander losprügeln. Eine richtige Prügelei war es. Dem Heini stürzten die Tränen aus den Augen, aber er schlug tapfer um sich, und jetzt — wahrhaftig, da lag der lange Peter auf dem Rücken.

Statt seinen Vorteil auszunützen, wandte sich Heini ab und heulte. Mit beiden Handrücken fuhr er sich über das ganze Gesicht. Der dumme Heini! Wie eine Feder war der Peter wieder auf die Füße geschnellt. Ganz blaß war er vor Scham und Wut. Mit der Linken fuhr er dem Heini in den Nacken, hob ihn wahrhaftig einen Zoll hoch vom Boden und begann mit der Rechten ihn dort ganz schulgerecht durchzubleuen, wo es auch der Herr Lehrer am liebsten zu tun pflegte.

Als Heini wieder auf den Füßen stand, waren seine Tränen versiegt. Mit hochrotem Kopf ging er beiseite, steckte die Hände in die Hosentaschen und tat, als ob die Sache nun gründlich und nach Gerechtigkeit erledigt sei. Hatte er nicht redlich seine Züchtigung verdient? Den Peter einfach auf die Erde zu werfen! Heini war selbst überrascht von seiner Kühnheit gewesen. Er fühlte sich als Sünder und nahm die Strafe auf sich.

Heini bekommt neue Hosen und arbeitet für den Fortschritt

Heinis Hosen waren ihm zu kurz geworden. Jeder sah es. Die Großmutter hatte es schon lange gesagt. Aber Heinis Mutter war sparsam; sie und ihr Mann verdienten nicht viel. Solange die Hose heil war und Heini sich noch darin bewegen konnte, mußte sie getragen werden. Jetzt aber ging es wirklich nicht mehr. Es sah schon mehr lächerlich aus, wie die kurzen, dicken Beine mit den groben, grauen Wollstrümpfen fast bis zum Knie aus den engen, verschossenen Tuchhülsen heraussteckten. Heini bekam also eine neue Hose. Sie wurde gleich reichlich lang gemacht, damit er nicht wieder sobald herauswüchse. Wer konnte wissen, was Heini vorhatte, nun er sich mal auf das Wachsen verlegt, wozu er ja in den ersten Jahren wenig Neigung gezeigt hatte. Freilich wuchsen andere Leute auch, und im Vergleich mit Peter war er immer noch ein Stummel.

Der Peter verstand das Wachsen aber auch wie einer! Dem nachzuwachsen war ein Kunststück. Seine langen Arme und Beine schienen sich in ihren Kleidern nicht wohl zu fühlen, so eilig hatten sie es, da herauszukommen. Alles war hager und eckig an Peter. Seine Nase lang und spitz. Nichts, auch rein gar nichts, an ihm war rund und weich wie beim Heini.

Ja, aus den kleinen Jungen waren allmählich große Jungen geworden. Aber auch Lisbeth war gewachsen. Frau Langhammer sorgte freilich dafür, daß ihre Kleider mit ihrem Wuchs gleichen Schritt hielten. Ihr Flachshaar war dunkler geworden und hing jetzt in zwei festen, blonden Zöpfen hinter den Ohren herab, so daß

es nicht mehr so auffiel, daß diese Ohren eine ungebührliche Neigung hatten, sich vom Kopfe zu entfernen. Schlank war Lisbeth noch immer und nur einen halben Kopf kleiner als Peter und einen viertel größer als Heini, der sich zuerst darüber geärgert hatte, als Peter diese Verschiebung ihrer Größenverhältnisse feststellte, indem er sie Rücken gegen Rücken maß. Aber dann tröstete er sich — an Gewicht war er ihr überlegen. Peter konnte Lisbeth ohne große Anstrengung heben, aber wenn der Heini sie stemmte, schnaufte der Peter und wurde Krebsrot im Gesicht. Freilich war der Peter um diese Zeit gerade etwas „lapperig“. Er war ein wenig schnell gewachsen. Auch war zu Hause etwas magerer gekocht worden, denn der Vater hatte gezwungen feiern müssen. Der Streik hatte sich lange hingezogen, ein anderer sich bald angeschlossen, und es hatte geheißen, sich einschränken und zu sehen, wie lange man es durchhielt, ohne die geringen Ersparnisse aufzubrauchen. Doch waren die Folgen dieses Streiks auch wieder segensreich für Peter, ja sogar Heini und Lisbeth sollten Vorteile davon haben.

Um auch ein paar Pfennige zu verdienen, hatte der Peter sich bereden lassen, Zeitungsjunge zu werden. Jeden Abend trug er die Zeitung aus. Mit seinen langen Beinen konnte er die Kunden schnell bedienen, das machte ihm nicht viel aus, und am Ende der Woche gab ihm der Vater von dem kärglichen Verdienst ein Zehnpfennigstück zum eigenen Gebrauch zurück. Da hatte er ein kleines Sonntagsgeld, ein selbstverdientes, und die wonnige Dual des Überlegens, was er am besten damit anfang. Sollte er sich einen Spartopf anlegen, oder sollte er es zum Krämer bringen? Eine Stange Lakrizen, Calmiakpastillen, Johannsbrot, Malzbons — die Welt war so reich an Gütern, und vieles davon war schon für zehn Pfennige zu haben. Peter überließ das Sparen

seinem Vater und ging zum Krämer. Wer verdankt es ihm? Heini nicht. Es fällt hin und wieder mal ein Bonbon für ihn ab, und das findet er gut, ja es erwacht das Begehren in ihm, auch jeden Sonntag sein Geld in der Hand zu haben. Und es dauerte nicht lange, da lief auch Heini mit der Zeitung von Haus zu Haus und freute sich auf das Zehnpfennigstück, das auch ihm nicht vorenthalten wurde. Aber eines war anders beim Heini. Er konnte sich nicht wieder davon trennen, er drehte es sechsmal in der Hand um, ehe er es zum Krämer trug, und das geschah selten. Heini sparte. Wenn er aber mal eine Tüte voll Naschwerk oder eine Handvoll Johannsbrot erstanden hatte, knapperte er heimlich daran und dachte, Peter kann ja selbst sorgen. Und je mehr Pfennige Heini in seinem Topf hatte, um so geiziger wurde er. Auch sonst bestand ein tiefgehender Unterschied zwischen Heini und Peter. Heini trug die „Nachrichten“ aus und Peter den „Kurier“, was ja auch für seine langen Beine das geeignetste Blatt war, dem Titel nach. Sonst aber war der „Kurier“ für das Bestehende, die „Nachrichten“ aber für den Fortschritt. Es waren zwei feindliche Blätter, die oft aufeinander schalten. Die „Nachrichten“ warfen dem „Kurier“ vor, daß er rückschrittlich gesonnen wäre, und der „Kurier“ schalt die „Nachrichten“ staatsgefährlich. Es war nur gut, daß Heini und Peter sich um den Inhalt ihrer Zeitungen nicht kümmerten; Peter diente mit seinen langen Beinen dem Rückschritt, und Heini mit seinen kurzen dem Fortschritt, ohne daß ihre Freundschaft darunter litt.

Als Peter hinter Heinis Geiz kam, stellte er einfach seine Zuwendungen an ihn ein. Ja, er überlegte sogar, ob er nicht auch lieber sparen solle, denn vernünftiger und wirtschaftlicher handelte Heini, das sah der kluge Peter wohl ein. Er wäre vielleicht dem

guten Beispiel gefolgt, wenn Lisbeth nicht gewesen wäre, der er jeden Sonntag schon eine süße Morgengabe zukommen ließ, wenn Heinis kurze Beine ihren Rundlauf noch nicht vollendet hatten. In diesem halben Stündchen, das Peters Beine dem Heini abgewannen, erwarb er sich immer aufs neue Lisbeths Herz, die wie alle Mädchen gerne Süßigkeiten aß. Ihr zuliebe hatte sich Peters Geschmack zu Pfeffermünz bekehrt, und Heini hatte es leicht, zu sagen: „Ihr habt schon wieder geschnobt.“ Die Nase stellte es unfehlbar fest.

Heini zählt sein Geld, und Peter hat ein himmelblaues Geheimnis

Heinis Spartopf stand in der Ofenkasse des braunen Rachel-Ofens, neben dem die Großmutter ihren Platz im Lehnstuhl hatte. Heini schüttete oft den Inhalt aus und zählte ihn. Es waren jetzt zwölf Zehnpennigstücke darin, darunter einige neue, blizblanke. Ein schöner Schatz. Großmutter sah dann mit mißbilligenden Blicken zu. Sie fürchtete, Heini könnte doch einmal, verführt durch den Anblick des vielen Geldes, leichtsinnig werden und die Verschwendung beginnen. Aber bis jetzt hatte Heini sich noch bewährt, und so schwieg sie. Sie sprach überhaupt nur noch wenig. Um so mehr mochte sie denken. Über Heinis Spartopf machte sie sich jedenfalls ihre Gedanken. „Wenn es kalt wird, muß der Topf da heraus. Im heißen Ofen kann er nicht bleiben. Dann soll er in meiner Kommode stehen.“

Vorläufig aber war es noch nicht kalt. Es herrschte noch ein heißer, fast regenloser Sommer. Auf höher gelegnem Gelände

bildeten sich Risse und Spalten in der trockenen Erde, und die Schlangen und Eidechsen lagen regungslos an den heißen Wegen und sonnten sich. Sie brauchten nicht bange zu sein, daß Peter kam und sie wegfing. Er hatte diese Liebhaberei bereits mit einer anderen vertauscht. Er angelte. Die Beck, die hinter dem Dorf durch die Wiesen floß, war fischreich genug. Hatte man Glück, konnte man ein Gericht Barsche mit nach Hause bringen. Meistens aber war es nichtsnutziges Kleinzeug, was da in dem hellen Wasser vorbeischoß.

Peter hatte eine große Vorliebe für das Wasser, seitdem sein Vater ihn wieder einige Male mit an den Hafen genommen hatte. War er doch am Wasser geboren, und die ersten Eindrücke der Kindheit waren die Schiffe, das Lärmen der Dampfpfeifen, das Kreischen der Winden, das Hämmern der Werften und diese wunderliche Mischung verschiedenartigster Gerüche: Fische, Kohlen, Petroleum, Gewürze, Felle, Früchte, und was alles am Hafen lagert und sich der Nase bemerkbar macht. Und wenn dieses Bild seiner ersten Tage wieder vor ihm stand, war es rein und glänzend: leuchtende Masten, schimmernde Segel, blaue, schwebende Dampfwolken über glitzernden Wellen, weiße Möwenschwingen dazwischen. Und das Ohr hörte die alte, nie schweigende Musik der hellen und dumpfen Klänge aus den Sirenen und Dampfpfeifen und das Uhoi der arbeitenden Matrosen. Und des Vaters abendliche Erzählungen vom Verlauf des Tages schützten diese Bilder vorm Verblaffen.

Schade, daß der Vater nicht auch des Sonntags an den Hafen ging. Da wär Zeit gewesen, sich ordentlich da umher zu tummeln. Allein wollten die Eltern ihn nicht weglassen. Der Vater wollte seinen Jungen des Sonntags in seiner Nähe wissen.

Da war es denn gut, daß auch beim Dorf ein Wasser war, wo Peter sich entschädigen und seinen Seemannsträumen nachhängen konnte, während er die Angel in die flutenden Wellen hielt.

Peter konnte stundenlang am Ufer stehen, mit seinen langen, dünnen Beinen und seiner vorspringenden, spitzen Nase einem großen Kranich nicht unähnlich. Heini, der ihn einige Male begleitete, war indes kein Freund von dem in der Sonne schmoren, ohne das es in diesem heißen Sommer nicht abging. Peter stand manchen Sonntagmorgen alleine mit der Angelrute und seiner Hoffnung, diesmal doch ein paar Barsche oder Rotaugen für den Vater mit heimbringen zu können. Und das war die Zeit, wo denn Heinis Bemühungen um Lisbeth nichts im Wege stand als deren häusliche Beschäftigung. Aber mitunter glückte es doch, mit ihr anzubinden. Heini stellte sich dann in die Lüre des Backofens, mit dem Rücken gegen den Pfosten, und sah zu, was man drinnen trieb. Dabei fiel dann auch wohl einmal ein Wort für ihn ab, doch war er zufrieden, wenn er nur gucken durfte. Manchmal schwang er sich auch zu einer Frage auf: „Was eßt ihr heute?“ oder zu einer Mitteilung: „Wir backen heute Pfannkuchen.“ Kam Lisbeth dann auf einen Augenblick heraus, hatte er immer etwas in der Tasche, was er ihr zeigen wollte, eine bunte Marmel, einen neuen Kreisel, ein Stück Gummi oder ein Oblatenbild. Er hatte sich immer irgend etwas in der Schule zusammengeschachert. Die Marmel, die er heute für einen Griffel bekam, konnte er morgen gegen ein zerbrochenes Spielzeug eintauschen.

„Was willst du damit?“ fragte Lisbeth wohl, wenn er ihr einen gar zu nichtsnutzigen Gegenstand zeigte.

„Das will ich haben,“ war die im Tone höchster Selbstverständlichkeit gegebene Antwort.

„Das alte Ding kannst du doch nicht gebrauchen?“

Heini aber schob das alte Ding stillschweigend wieder in die Tasche.

Hatte Lisbeth irgend etwas, was seine Begehrlichkeit reizte, so sagte er auch wohl einfach: „Schenk mir das.“ Und oft gab sie es ihm. Wertloses Zeug war es freilich meistens auch nur, aber es brauchte nur hübsch blank zu sein, um Heinis Augen auf sich zu ziehen. Was er aber von ihr bekommen hatte, das behielt er und gab's nicht wieder weg. Es war ihm wertvoll, weil es von ihr kam. Das war seine Art, seine Neigung zu Lisbeth zu betätigen. Sie war entschieden weniger kostspielig als Peters, der seine Liebe nicht im Nehmen zeigte, sondern im Geben. Freilich war in der letzten Zeit manches Behnspennigstück statt für Pfefferminzbonbons für Angelhaken ausgegeben, und davon konnte er Lisbeth doch keinen anbieten. Aber er konnte ihr die Fische zeigen, wenn er stolz, mit der Angelrute über dem Rücken, den gefüllten Eimer in der Hand, am Backofen vorbeiging. Dann stürzte sie jedesmal heraus.

„Hast du was gefangen?“

Und sie drängten die Köpfe zusammen und sahen auf die zappelnden Rotaugen, die krampfhaft die Kiemen bewegten. Aber Mitleid mit den gefangenen Fischen kannten sie beide nicht. Wie wollte man denn Fische essen, wenn man sie nicht angeln wollte.

Einmal hatte er einen hübschen Fang in den Backofen getragen, aber Frau Langhammer hatte sich freundlich für die gute Absicht bedankt, jedoch die Fische nicht angenommen. Die solle er nur seinem Vater bringen, der esse sie gerne und freue sich darauf. Da hatte er es ein zweites Mal nicht wieder gewagt.

Bis spät in den September dauerte dieser heiße Sommer. Der Streik war längst beendet, und Peters Vater hatte schon wieder

ein paar Mark dem Rest des Ersparten hinzufügen können. Aber nun kam die Zeit, wo Heini seinen Spartopf aus der Dfenkaffe nehmen mußte; es wurde kalt draußen, und die Großmutter brauchte Wärme. Der Spartopf war schwer und klörerte gar lieblich, denn Heini hatte immer nur hineingetan und nie etwas herausgenommen. Einen solchen Spartopf besaß der Peter nicht. Der trug sein Geld immer im Portemonnaie bei sich, und es war nie sehr viel, weil er stets etwas verausgabte, für ein Taschenmesser, für einen Bohrer, für ein Brennglas oder was ihn gerade reizte. Aber in dieser Zeit, als Heini seinen Spartopf in Großmutter's Kommode vergrub, erstand Peter etwas, was so ein großer Junge eigentlich nicht gebrauchen konnte. Er trug es tagelang mit sich herum, in Seidenpapier gewickelt, besah es von Zeit zu Zeit und barg es dann wieder sorglich in der Hosentasche.

Ob er es Heini zeigen sollte? Es peinigte ihn ordentlich, es zu tun, obgleich er es eigentlich grade vor Heini geheimhalten wollte. Und endlich konnte er sich nicht mehr bezwingen.

Heini machte große Augen, als er den so sorgsam behüteten Schatz zu sehen bekam. Es war ein kleines, himmelblaues Portemonnaie mit einer weißen Taube darauf, die ein winziges Zweiglein mit drei grünen Blättchen und zwei winzigen, roten Kirschen im Schnabel trug. Ein blitzblanker Stahlbügel spannte sich darüber aus.

Heini wurde neidisch. So ein Portemonnaie möchte er auch wohl haben. Dafür hat der Peter gewiß wieder all sein Geld hingegen. So etwas Wundervolles und Teures. Wie tief müßte er in seinen Spartopf greifen, um etwas Gleiches zu besitzen. Nein, nie würde er soviel Geld ausgeben.

„Was willst du damit?“



Peter machte ein pfiffiges Gesicht, gab aber nur die Frage zurück: „Was ich damit will?“

Dann wickelte er das Portemonnaie wieder ein, und Heini sah es in der Tasche verschwinden. Die Frage blieb offen, bis einer der nächsten Tage sie dem überraschten Heini beantwortete. Er sah das himmelblaue Portemonnaie mit der weißen Taube in Lisbeths Hand. Der Peter hatte es ihr zum Geburtstag geschenkt.

Heini hatte an Lisbeths Geburtstag nicht einmal gedacht. Er war ebenso beschämt wie tief gekränkt. Wie schlecht von Peter, heimlich Geschenke zu machen. Warum hatte er ihm nichts davon gesagt? Nun stand er mit leeren Händen da und hatte nur noch ein verspätetes „Gratulier auch vielmals“. Sie hatten sich doch sonst nie um Lisbeths Geburtstag bekümmert. Was fiel denn dem Peter mit einmal ein? „Laß ihn,“ dachte Heini zuletzt, „ich finde das albern, ich finde das dumm.“ Und damit stellte er etwas gewaltsam sein seelisches Gleichgewicht wieder her.

Peter aber hatte eines Tages sein himmelblaues Portemonnaie wieder. Frau Langhammer hatte es bei Lisbeth entdeckt und wollte nicht, daß sie es behielt.

„Was willst du mit einem Portemonnaie? Hast du denn auch Geld hineinzutun? Wer selbst nichts zu verschenken hat, soll auch keine Geschenke annehmen.“

Da weinte Lisbeth bittere Tränen, und der Peter wurde blutrot, nahm das Portemonnaie und warf es in den Graben, wo es im Schneeschlamm versank.

Lisbeth stieß einen Ruf des Bedauerns aus und sprang schnell hinzu, aber Peter trat noch einmal mit dem Fuß nach und stampfte es ordentlich fest hinein in den Schmutz. So zornig war er.

„Sag deiner Mutter nur — —“ und er brauchte ein böses

Wort von Lisbeths Mutter, das Lisbeth mit bitterem Herzen anhörte und nicht zurückzuweisen wußte. Hatte denn Peter nicht auch recht? Warum gönnte die Mutter ihr nicht das hübsche Portemonnaie? Zum Geburtstag durfte man doch Geschenke annehmen. Sie wußte nicht, was sie von ihrer Mutter denken sollte, war sehr unglücklich, schämte sich vor Peter und war in dessen Seele gekränkt. Heini aber erfuhr nie, wo das himmelblaue Portemonnaie geblieben war. Es lag tief im Schlamm, und als der Frühling es wieder freilegte, war nichts Himmelblaues mehr daran, und es konnte irgend ein anderes Portemonnaie sein.

Ein strenger Winter

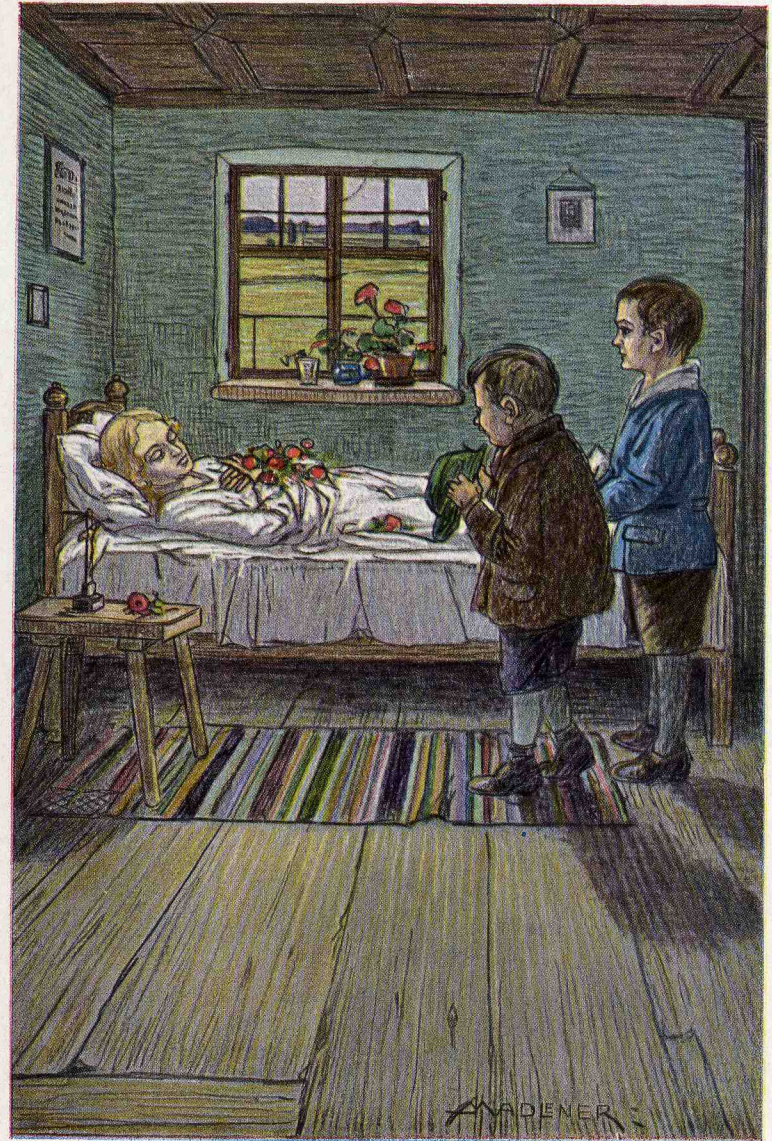
Vorläufig aber war es noch kein Frühling. Das Himmelblaue lag tief im Schlamm des Grabens, und Heinis Spartopf stand warm in Großmutter's Kommode. In der Ofenkasse aber zischten Bratäpfel, und neben dem Ofen saß Großmutter in ihrem Stuhl, ganz in Decken eingehüllt, und fror. Die alte Frau hatte nicht viel Wärme mehr in ihrem kleinen, mageren, immer mehr zusammenschrumpfenden Körper, und draußen war es bitterlich kalt geworden. Große Eisblumen bedeckten die Fenster, und Heinis Vater war jetzt jeden Tag zu Hause; denn alle Erd- und Gartenarbeiten ruhten bei dieser Kälte.

Den großen Jungen aber tat die Kälte nichts. Die freuten sich ihrer. Alle Flüsse und Bäche und Teiche waren gefroren, und die dicke Eisedecke hielt, mochten noch so viele Schlittschuhläufer und Schlitten sich darauf tummeln. Auf den gefrorenen Gräben zu glitschen, machte weder dem Heini noch dem Peter großen Spaß

mehr, und der kleine Bach hatte schlechtes Eis, denn er war sehr unbändig und sträubte sich immer lange, bis er sich dem Frost gefangen gab. Aber weiter weg gab es ein großes Wasser, den Mühlenteich, in den der Bach eine halbe Stunde abseits vom Grauen Esel einmündete. Er hatte nur noch seinen Namen. Keine Mühle bewegte ihn mehr. Da war immer eine glatte Bahn, und alles, was laufen konnte, lief dort, Peters ganze Klasse und Heimis Klasse, und die Mädchen waren auch da. Auch die Städtischen aus den vornehmen Villen verschmähten es nicht, sich unter das Volk zu mischen. Wer noch nicht laufen konnte, ging hin und lernte es und legte sich mehr oder weniger oft dabei auf den Rücken; und wer es nicht lernen wollte, stand herum, schlug die Arme umeinander und holte sich kalte Füße und eine rote Nase.

Peter und Heimi aber waren mitten unter den geschulten Eisläufern. Der Peter segelte nur so dahin. Wenn sein Schiff später auch so vor dem Wind laufen würde, könnte er noch mal ein stolzer Kapitän sein. Und so leicht würde es dem Steuer gehorchen, daß es eine Lust sein würde, das Meer damit zu durchkreuzen. Peter brauchte nur den schlanken Oberkörper ein wenig zu neigen oder nach rechts oder nach links zu biegen, oder eine unmerkliche Bewegung mit dem Fuß zu machen, so flog er hier- und dahin auf den blanken Stahlschuhen, welche Richtung er nur immer wollte. Auch rückwärts konnte er fahren und auf einem Bein. Und wenn er einen Kreis beschrieb und sich dabei kühn auf die Seite legte, segelte er dahin wie ein Schiff, das Boreas von der Breitseite anpustet und das nun, mit der Leeseite tief im Wasser, wie ein verfolgter Schwanz durch die Wogen rauscht.

Heimi segelte wie eine solide gebaute und schwer beladene Ruff im flauen Winde und labierte mit Vorsicht, als wenn er eine wert-



volle Ladung an Bord hätte. Aber was das Vergnügen anbelangte, so kam er dabei ebensogut auf seine Rechnung wie Peter, und seine Gedanken waren während des Schulunterrichts ebenso sehr auf dem Mühlenteich wie die der anderen Jungen. Und wenn er nicht wußte, wie die Hauptstadt von Portugal hieß, so durfte man einer so schwerfällig laufenden kleinen Kuff, die nie Lissabon ansegeln würde, diese Unkenntnis nachsehen.

Es war freilich nicht die einzige Antwort, die Heini um diese Zeit in der Schule schuldig blieb. Aber andere blieben andere schuldig.

„Bei euch scheint jetzt alles bereift zu sein,“ sagte der Lehrer, „es wird Zeit, daß Tauwetter kommt.“

„Nein, nein, noch lange nicht!“ riefen dann die Recksten in der Klasse, und sie behielten recht gegen den Lehrer. Es war ein rechter Eislaufwinter mit wenig Schnee und scharfen Ostwinden, die alle Teiche spiegelblank setzten und Heinis Großmutter hinter dem Ofen mit den Zähnen klappern ließen.

„So'n Winter aber auch,“ jammerte die alte Frau, „das Frühjahr erleb ich gewiß nicht mehr, sollt man mal sehen.“

„Was sollst du wohl nicht, Großing,“ sagte Heinis Mutter und wickelte ihr die Füße noch mal in eine warme Decke. Heini aber hatte zu Weihnachten eine warme Mütze mit Ohrenklappen bekommen und ein Paar Fausthandschuhe. Der konnte wohl lachen und brauchte nicht auf den Frühling zu warten, machte sich auch keine Gedanken darüber, ob er ihn noch erleben würde. Das war ihm eine sichere Gewißheit.

Wohl aber wünschte Lisbeth den Frühling herbei. Sie hatte zwar auch ein Paar warme Handschuhe bekommen, aber keine Mütze mit Ohrenklappen. Wenn sie aus der Schule kam, waren

ihre Ohren immer ganz feuerrot und schienen noch weiter als sonst vom Kopf abzustehen. Freilich konnte sie sich dann zu Hause wärmen. Aufs Eis gehen durfte sie nicht. Für ein kleines Mädchen gibt es immer genug im Hause zu tun, was dem Vergnügen vorgeht, namentlich, wenn man eine so fleißige Mutter hat, die sich allein für das tägliche Brot abmüht und von einer dreizehnjährigen Tochter schon ernstlich Hilfeleistung verlangt. Da war denn Lisbeth meist allein und hörte die beiden Eisvögel nur, wenn sie zu Nest flogen und am Backofen vorbei schnatterten.

Besonders um den Peter war es ihr leid. Der hatte obendrein noch Konfirmationsunterricht in diesem Winter, so daß sie nicht einmal mehr an allen Tagen den gewohnten Heimweg aus der Schule zusammen machen konnten. Seit er ihr mit dem himmelblauen Geburtstagsgeschenk deutlich gezeigt hatte, wie gut er ihr war, gab es für sie auf der ganzen Welt nun nichts Lieberes als den Peter. Ausgenommen die Mutter, das verstand sich von selbst.

Lisbeth wartete also, wie Heinis Großmutter und noch viele, viele andere, auf den Frühling. Aber dieser Winter ließ kaum Hoffnung aufkommen, daß es überhaupt noch mal tauen würde. Das hatte viel Not im Gefolge, Arbeitslosigkeit, Hunger und Verbrechen.

Auch am Hafen herrschte die Arbeitslosigkeit. Das Eis ließ keine Schiffe herein und heraus, darauf mußte man in jedem Winter gefaßt sein. War man es diesmal nicht gewesen, daß man sich vorher wieder in einen Streik einließ? Aber ein Streik ist ansteckend. Die Werftarbeiter, die Schlosser, alles was mit dem Schiffsbau zu tun hatte, streikte, Erwerführer und Kaiarbeiter schlossen sich an. Hier wollte man mehr Recht, da mehr Brot; alle Gemüter waren in Bewegung, und die brotgebende Arbeit ruhte.

Da mußte auch Peters Vater wieder in die Sparkasse greifen, denn die paar Mark aus der Unterstützungskasse reichten nicht weit. Und zuletzt mußte Hein Plambeck sich demütigen und Peter Schütt um Stundung der Miete bitten. Er war ganz erstaunt, wie willig Peter Schütt war.

„Was hab' ich gesagt, Plambeck? Unruhiges Brot, das am Hafen. Solltet nur wieder zu mir kommen. Lieber jeden Tag Schwarzbrot, als vier Wochen lang Kuchen und vier Wochen lang gar nichts. Aber jeder muß wissen, was ihm am besten schmeckt. Ja, ja, Peter Schütt kennt die Welt.“

Es schien ihm ordentlich Spaß zu machen, daß er recht behalten hatte. Hein Plambeck aber dachte, als er draußen war: „Er ist doch nicht so uneben, man kann doch mit ihm sprechen.“

Peter Schütt aber war darum so freundlich, weil ihm um eine Monatsmiete nicht bange war. Er dachte an die Ziege, und dann waren ja auch noch andere Sachen da. Und nebenbei machte es ihm wirklich etwas Spaß, den „hochnäsigen“ Hein Plambeck mürbe zu sehen.

Hein Plambecks Freude über die Stundung wurde aber bald wieder durch die Sorge um die Zukunft gedämpft. Er konnte ja Arbeit bekommen, wenn er seine Kollegen im Stich lassen wollte. Aber das tat Hein Plambeck nicht. Er schalt keinen, der von der Not getrieben die Arbeit wieder aufnahm. Es waren viele schlimmer daran als er. Es gab Schwache, Kranke, die das Hungern nicht lange aushalten konnten, Väter von vielen Kindern. Was blieb denen übrig? Er aber mußte sein Wort halten. Da war ja noch die Ziege, die man im Notfall veräußern konnte. Sie gab freilich Milch und war schwer zu entbehren. Aber wenn Peter Schütt drängte, was sollte man machen?

Hein Plambeck war in dieser Zeit oft im Ziegenstall. Sonst ging er nur selten hinein. Seine Frau verstand, was ihn jetzt dahin trieb. Es wird ja wohl nicht dazu kommen, dachte sie.

Peters Vater suchte sich Gelegenheitsarbeit zu verschaffen. Aber es war schwer, in diesem strengen Winter etwas zu finden. Er ging mit Peter auf den Mühlensteich und schnallte den Kindern und den jungen Mädchen aus den vornehmen Willen die Schlittschuhe an. Für zehn Pfennige. Großmütige gaben auch wohl mal zwanzig. Aber da kamen auch Peter Schütts Töchter, zwei bairische Backfische mit Musikmappen am Arm, und riefen ganz laut:

„Ei, Hein. Das ist aber gelungen!“

Und dann hielten sie ihm ihre großen Füße in den kalbsledernen Stiefeletten hin, die rechten Herrentöchter.

Sollte er sagen: „Ich heiße Herr Plambeck,“ oder sollte er sagen: „Schnallt euch eure Schlittschuhe nur selber an.“

Er dachte an die Ziege und kniete vor Lina und Else Schütt nieder und schnallte ihnen die Schlittschuhe an.

„Nein, Fräulein, das lassen Sie man gut sein.“

Er wollte von ihnen kein Behnpsennigstück in die Hand gedrückt haben.

„Na, denn schönen Dank, Hein. Dann kommen wir morgen wieder,“ sagte die Älteste.

Hein Plambeck kam aber nicht wieder. Noch tagelang wurmte es ihn, daß die beiden dummen Mädchen ihn einfach Hein genannt hatten. Nur gut, daß der Peter nicht dabei gestanden hatte. Er hätte sich vor seinem eigenen Sohn geschämt. War das nun wieder hochnäsig von Hein Plambeck?

Peter Schütt aber freute sich, daß Hein Plambeck sich nach

Verdienst umseh. Zu deiner Miete wirst du schon kommen, dachte er. Als Hein Plambeck aber nicht wieder auf dem Eis erschien, erfaßte Peter Schütt in seiner Bauernschlauheit gleich das rechte und nannte es auch wieder hochnäsig.

„Bringe mir nur ja bald die Miete, lieber Hein, umsonst wohnen und noch hochnäsig sein, so etwas kann Peter Schütt nicht vertragen.“ Und Peter Schütt warf sich in die Brust als ein Mann, der seine Wirtschaft in Ordnung hält und keinem was schuldig bleibt.

Hein Plambeck konnte in ruhigen Zeiten auch so denken und hielt nichts von Schuldenmachern und leichtsinnigen Wirtschaftlern. Um so bitterer empfand er die Not, die ihn so demütigte, daß er zum zweitenmal um Stundung der Miete bitten mußte.

Das war ein schwerer Gang. Peter Schütt war denn auch durchaus nicht mehr so umgänglich wie das erste Mal. Er war nicht böse. Er blieb sogar ganz ruhig und freundlich, aber er sprach von Ordnung und Mißbrauch seiner Langmut, und daß er sein Geld auch brauche. Und dann legte er Beschlag auf die Ziege.

„Aber ich bin nicht hartherzig. Ich will tun, was ich kann. Behaltet die Ziege noch acht Tage, aber wenn ich dann kein Geld sehe, muß ich sie holen lassen.“

„Herr, was ist Ihnen die Ziege wert?“ sagte Hein Plambeck. „Höchstens zehn Mark, und uns gibt sie Milch.“

„Ganz recht, höchstens zehn Mark. Und wieviel habe ich zu fordern? Billiger kann ich doch nicht sein.“

Da drehte Hein Plambeck die Müze in den Händen ein paar mal herum, sah sie an, als käme sie ihm unbekannt vor, und ging dann still hinaus.

Liese geht zu Hof, und Lisbeth tut dem Peter einen Gefallen

Das sollte also Lieses Schicksal sein, zu Hof zu gehen? Schön genug war sie ja, um sich dort sehen lassen zu können, wenn sie auch in der letzten Zeit etwas magerer geworden war. Aber das würde sich bei dem guten Hofleben schon wieder geben. Bei Peter Schütt war alles rund und voll, selbst die Käse war fetter als andere.

Aber sollte Liese doch nicht lieber in ihrem kleinen, warmen Stall bleiben, wo man sie lieb hatte und selbst in diesen schlechten Zeiten nach Kräften zu pflegen suchte? Sie gab nicht zu verstehen, wie sie darüber dachte, auch nicht, als eines Nachmittags alle um sie herumstanden und jammerten und Peters Mutter Tränen vergoß. Das Geld für die Miete war nicht da, und Peters Vater bestand darauf, die Ziege nach dem Hof zu bringen, bevor der Bauer sie holen ließ.

„Wir müssen ihm noch dankbar sein, daß er uns nicht mehr nimmt,“ sagte er, obgleich er es auch sehr hart fand, die Ziege hergeben zu müssen. Aber sie hatten ja sonst nichts, was für Peter Schütt Wert gehabt hätte.

Ach, war das ein Jammern um Liese herum, die indessen ruhig kaute und ganz still hielt, als Frau Plambek ihr noch einmal die Abendmilch abnahm, nicht achtend, daß manchmal eine Träne mit in den Eimer fiel.

Peter, der erst in der letzten Stunde von der Notwendigkeit, sich von Liese zu trennen, gehört hatte, war ganz stumm vor Schrecken. Er sah abwechselnd ängstlich auf seinen Vater und auf

die weiße Milch, die da in dem Eimer schäumte. Als nun aber Liese losgekettet wurde, fragte er ganz verzweifelt: „Können wir sie denn nicht behalten?“

„Hast du Geld?“ fragte sein Vater zurück.

Ach, keinen Pfennig hatte Peter in der Tasche. Er dachte an Heimis Spartopf, an die vielen Pfefferminzbonbons und an das himmelblaue Portemonnaie, das nun im Schmutz lag, und war beschämt und traurig.

Sein Vater legte Liese den Strick um und zog sie aus dem Stall. Und da die Mutter jetzt den Kopf gegen den Pfosten legte, an dem die Ziege bisher angekettet war, und laut in ihre Schürze weinte, blieb er bei ihr. Er wußte nichts zu sagen und sah sich nur hilflos in dem leeren Stall um, bis ihm einfiel, daß er ja noch die Zeitungen auszutragen hatte und eine besonders schwere Schularbeit seiner wartete. Wie sollte er damit fertig werden? So lief er ohne ein Wort aus der Türe.

Heini war schon unterwegs, sonst hätte der ihm gewiß ein paar Wege abgenommen. Aber vielleicht tat Lisbeth es? Sie würde es gewiß tun, wenn sie nur Zeit hätte.

Eigentlich hatte sie keine Zeit, sie war gerade bei einem Aufsatz über die Freuden des Winters, aber als sie Peters bestürztes Gesicht sah, sprang sie doch gleich auf.

„Habt ihr eure Ziege verkauft?“ fragte Frau Langhammer, die Peters Vater mit Liese am Strick hatte vorübergehen sehen.

„Ja,“ sagte Peter etwas kleinlaut.

„Ist die Not so groß?“ dachte Frau Langhammer und sah Peter mitleidig an.

„Mutter weint so viel,“ sagte der Knabe, und seine sonst so laute und etwas herrische Stimme war ganz klein und zag.

„Laufst nur, daß ihr die Zeitungen schnell besorgt,“ sagte Lisbeths Mutter, die gleich erriet, daß Peter sich beim Abschied von der Ziege versäumt hatte. „Lisbeth muß dann eine halbe Stunde länger arbeiten.“

Und als die Kinder draußen waren, dachte sie, ob es nicht töricht sei, die Ziege zu verkaufen. Man mußte doch immer mit der Milch rechnen. Lieber ein Bett versehen. Aber vielleicht hatten Plambeck's das schon getan. Sie kümmerte sich ja so wenig um die Nachbarn. Sie dachte an die weinende Frau Plambeck und fühlte eine Regung, zu ihr zu gehen. Aber vielleicht wäre sie gar nicht willkommen. Sie wußte ja aus Erfahrung, wie viel lieber man meist mit seinem Kummer allein ist. So ließ sie es.

Indessen teilten Peter und Lisbeth sich schon in die Zeitungen.

„Wir laufen fix zu,“ sagte er, „du nimmst die, und ich nehm die. Brauchst gar nicht erst zu klingeln, steck sie man einfach zwischen den Türdrücker. Die finden es schon.“

Die und die und die, und da und da.

Peter hatte ihr die nächste Straße ausgesucht, und es waren nur sechs Häuser, bei denen sie vorzuspringen hatte. Aber beim ersten klingelte Lisbeth. Es schien ihr doch zu gewissenlos, die Zeitung nur einfach draußen in den Türdrücker zu schieben, da konnte sie ja jeder Unberufene wegnehmen. Das Dienstmädchen riß ihr den Kurier aus der Hand und schrie sie an: „Kommst ja spät!“ Es machte aber große Augen, statt des Peters dieses kleine Mädchen vor sich zu sehen.

An der zweiten Tür mußte Lisbeth warten. Sie trippelte hin und her; es war kalt, und der Wind wehte eisig um das freistehende Haus. Endlich wurde geöffnet.

Jetzt machst du es aber, wie Peter gesagt hat, dachte sie und

lief weiter. Sie würde auch wirklich zu spät wieder an ihre Arbeit kommen.

Ein gellender Pfiff trieb im Winde her. Das war der Peter. Und jetzt antwortete ein anderer. Das war ja der Heini! War der also doch noch unterwegs?

Lisbeth ärgerte sich, daß sie nicht gleich Peters Rat befolgt hatte. Sie hätte viel Zeit gespart. Eins, zwei, drei waren die letzten Zeitungen verteilt. Wenn sie durch die Schäferstraße lief, schnitt sie ein gutes Stück ab und war vielleicht noch gar vor den Jungen zu Hause. Das wäre ein Spaß.

Und richtig, wenn es auch nur ein Razensprung war, sie stand schon vor dem Backofen und sah sich nach ihnen um, als Peter und Heini atemlos angestürzt kamen.

„Alles abgegeben?“ rief Peter schon von weitem.

„Ja,“ wollte Lisbeth sagen; aber ein Hustenreiz befiel sie, und sie konnte nicht sprechen. Doch ihre Augen leuchteten ganz glücklich. Sie war so froh, Peter diesen Dienst erzeigt zu haben. Er aber stob schon davon und ließ sich nicht einmal Zeit, danke zu sagen. Aber darauf rechnete Lisbeth auch nicht. Mit flammenden Backen und fröhlichem Herzen setzte sie sich wieder zu ihrem Aufsaß über die Freuden des Winters:

„Namentlich die Kinder haben den Winter gern, denn dann können sie schneeballen und gletschen und Schlitten fahren. Das Schönste aber ist —“

Mitten in diesem Satz war sie aufgesprungen, um Peter zu folgen. Und nun fuhr sie fort:

„— wenn es Weihnacht ist. Dann kriegen die Kinder viele schöne Sachen von den Eltern geschenkt, und alle Menschen freuen sich, weil da der Heiland geboren ist.“

Und dann wußte sie nicht weiter. Sie wurde mit einemmal so müde, und die Gedanken wollten nicht mehr gehorchen.

„Kann ich damit nicht schließen?“ fragte sie. Und die Mutter fand, daß das ein sehr guter Schluß sei.

Lisbeth hatte Weihnacht ohne h und geboren mit einem h geschrieben. Aber die Mutter hätte sie auch nicht belehren können, was die Rechtschreibung anbelangte, und freute sich nur, daß alles so sauber aussah, zart und gleichmäßig und ohne Klecks.

Frau Langhammer und Peter Schütt

Am nächsten Morgen wußte auch Frau Langhammer, wo Plambecks Ziege geblieben war. Sie wußten es alle im Grauen Esel und hatten großes Mitleid mit der Not der Nachbarn, die bei allen wohl gelitten waren. Sie schalten auch auf Peter Schütt, konnten ihm doch aber das Recht nicht abstreiten, zu dem Seinigen zu kommen, und mußten anerkennen, daß er immer noch billig gewesen wäre. Ein anderer hätte die armen Leute vielleicht gleich auf die Straße gesetzt. Er war ja auch kein Schlechter, nur etwas aufgeblasen und herrisch, weil er die vielen Taler hatte. So recht ein Bauer im Fett. Und wie schwer dem ein Taler abgeht, den er nicht für sein eigenes Wohl ausgibt, das meinte man ja zu wissen.

Da es gerade am Sonnabend war, wo die Wäsche nach dem Hof gebracht wurde, war es Anna Schulz gewesen, die die Geschichte von der Ziege zuerst im Backofen erzählt hatte.

„Der mag es tun,“ sagte Frau Langhammer, „die einzige Ziege.“

„Herr Plambeck hätte es nur ruhig darauf ankommen lassen sollen,“ meinte Anna Schulz.

Frau Langhammer schwieg dazu. Es waren noch ein paar Wäschestücke zusammenzulegen, und sie schien nur hiermit beschäftigt zu sein. Aber als sie das letzte Stück in den Korb gelegt hatte, und noch einmal mit der Hand glättend darüber fuhr, sagte sie:

„Ich könnte übrigens heute die Wäsche selbst hinbringen. Ich hätte wohl etwas mit der Bäuerin zu sprechen, das du doch nicht austrichten kannst.“

„Was mag das sein?“ dachte Anna Schulz arglos und wunderte sich nicht weiter. „Vielleicht stimmt etwas mit der Bezahlung nicht, oder die Bäuerin hat sich beklagt.“

Aber die Last war schwer, und so trug Anna Schulz den Korb doch bis vor Schütts Tür.

„Soll ich warten?“

„Nein, geh' nur.“

Drinnen fragte Frau Langhammer nicht nach der Bäuerin, sondern nach dem Bauer. Peter Schütt machte große Augen und war ersichtlich nicht sehr erbaut von dem Besuch.

„Nun, Langhammern?“ fragte er, während sie an der Tür stehen blieb.

„Ich hätte nun wohl eine Bitte, Herr,“ sagte sie.

„So, was ist denn das?“

„Ich komme wegen Plambecks.“

„Wegen Plambecks? Ist da was passiert?“ fragte Peter Schütt aufhorchend.

„Das weiß der Herr ja. Ich komme wegen der Ziege.“

Peter Schütt sah sie verständnislos an. Wegen der Ziege? Was ging sie die Ziege an?

„Was soll mit der Ziege?“

„Die Leute haben doch nur die eine, und wo es ihnen jetzt so schlecht geht, haben sie nun auch keine Milch mehr.“

Der Bauer wurde rot und stand heftig vom Stuhl auf.

„Was geht denn dich das an, Greten?“

Er fiel wieder in seine alte Gewohnheit zurück und nannte sie wie früher, als sie noch auf dem Hof diente. Sie stand noch immer an der Tür, bescheiden, aber ruhig seinen ärgerlichen Blicken belegend.

„Der Herr hat ja gesagt, wenn ich was wollte, sollte ich nur kommen. Ich habe nie was gewollt, Herr. Jetzt bitte ich den Herrn um die Ziege.“

„Ach so, für dich?“ rief Peter Schütt, und seine Mienen erhellten sich.

„Nein, nicht für mich, Herr. Mir gehört sie ja nicht,“ sagte sie, vor Unwillen über dieses Mißverständnis errötend. „Für Plambeck's, Herr.“

„Da wird nichts draus, drei Monate habe ich auf Miete gewartet. Da könnte ja jeder kommen, und wo bleib ich?“

„Wo Sie sind, Herr. Sie treibt keiner von Haus und Hof.“

„Das wollte ich meinen,“ sagte er selbstgefällig und blieb breit und wichtig mitten im Zimmer stehen. Da wartete er, daß sie weiter sprechen sollte, und als sie schwieg, winkte er ärgerlich ab.

„Damit laß mich zufrieden. Das sind nicht deine Sachen. Wenn du sonst mal ein Anliegen hast. Aber laß Plambeck nur für sich selbst sorgen. Und wenn er nicht zahlen kann, muß er 'raus.“

„Das werdet Ihr nicht tun, Herr.“

„Nicht tun? Ich sag, er muß 'raus.“

Peter Schütt wurde immer heftiger.

„Ihr habt schon einmal was bereut, Herr,“ sagte sie leise.

Er hatte ihr im Auf- und Abgehen gerade den Rücken zugewandt und blieb nun plötzlich so stehen.

„Hab' ich auch,“ sagte er, indem er sich ihr langsam zuwandte.

„Kommst du immer noch mit der alten Geschichte?“

„Ich bin dem Herrn nie wieder mit der alten Geschichte gekommen.“

„Das ist ja gerade, als ob ich ihn umgebracht hätte,“ schrie er in plötzlichem Zorn. „Weib, laß mich mit der Sache zufrieden.“

Sie erschrak ein wenig.

„Das sagt keiner, Herr,“ erwiderte sie, wie beruhigend einen Schritt vorwärts machend.

„Was brauchte er Hand an sich zu legen. Warum kommt er es nicht abwarten? Hat mir Ungelegenheiten genug gemacht.“

„Wenn einer ehrlich ist, Herr, und mit einemmal soll er ein Dieb sein. Unserer hat oft nichts weiter als seinen ehrlichen Namen, Herr.“

„Iren ist menschlich. Wenn sich alle gleich aufhängen wollen, die mal fälschlich beschuldigt werden.“

„Hat der Herr ihn nicht so geängstet, daß er —“

„Geängstet? Geängstet?“ unterbrach er sie. „Das ist doch natürlich, daß man da wild wird.“

„Ich bin nicht deswegen gekommen, Herr,“ sagte sie weinend.

„Das ist ja nun mal geschehen. Und ich habe Blut darum geweint und weine noch manchmal darum. Aber darum bin ich nicht gekommen. Ich dachte nur, der Herr würde sich besinnen, was er mir damals versprochen hat. Und ich hab all die Zeit nie etwas vom Herrn gewollt.“

Peter Schütt stand am Fenster und fuhr unruhig mit seiner dicken, fleischigen Hand auf der Fensterbank umher.

„Plambecks sind ja so ruhige, ordentliche Leute, Herr, und werden gewiß nichts schuldig bleiben. Und er muß ja bald wieder Arbeit bekommen. Und dann verdienen sie ja so gut am Hafen. Und wenn sie nun die Ziege haben, kommen sie doch leichter durch. Und dann mein ich, wenn ich etwas Gutes vom Herrn höre, könnte ich auch alles leichter ertragen. Und wir sollen doch auch einander helfen und beistehen, und ich mein, wenn der Herr nun die Ziege wieder hinbringen läßt. Und für den Herrn hat sie ja doch keinen Wert. Es ist ja eine ganz schöne Ziege und gibt auch gute Milch, wenn sie Futter danach hat.“

So sprach sie halbleise und widersprach sich und strich die Ziege heraus, die doch für Peter Schütt keinen Wert haben sollte. Und Peter Schütt sah zum Fenster hinaus und fuhr zur Abwechslung mal mit der anderen Hand über die Fensterbank.

Und dann schwieg Frau Langhammer, und es war einen Augenblick ganz still im Zimmer, man hörte nur die Kohlenglut in dem großen Kachelofen einmal in sich zusammenfallen.

Als Peter Schütt sich umwandte, vermied sein Blick schein die wartende Frau.

„Du bist 'n komisches Frauenzimmer, Grete,“ sagte er brummig, „meinetwegen kann er sie sich wieder holen. Aber immer geht das nicht so, das sag ich.“

Nur recht still und warm halten

Als Frau Langhammer von Peter Schütt zurückkam, fand sie Lisbeth vor der verschlossenen Tür des Backofens.

„Eine Viertelstunde warte ich schon,“ sagte das Kind ein wenig vorwurfsvoll. Es war ganz verfroren und trippelte beständig auf seinen kalten Füßen hin und her.

„Komm nur schnell herein,“ sagte Frau Langhammer. „Ich mach dir auch eine heiße Tasse Tee. Sollst mal sehen, wie das gut tut.“

„Wo warst du denn, Mutter?“

„Aus, Kind, aus, Kind,“ antwortete Frau Langhammer ablehnend, indem sie mit ziemlichem Geräusch ein paar Kohlen auf die noch glimmende Glut des Herdes schaufelte.

Lisbeth war nicht gewohnt, ein zweites Mal zu fragen, wenn die Mutter ihre Frage einmal abgelehnt hatte. Es hätte ihr nichts genügt und nur einen Verweis eingetragen.

Frau Langhammer trieb es, gleich zu Plambecks zu gehen. Oder sollte sie Lisbeth hinschicken? Es wäre ihrer bescheidenen, zurückhaltenden Natur lieber gewesen, aber das Kind möchte es ungeschickt ausrichten und auch wohl nicht gleich Glauben finden. So sagte sie denn:

„Paß einen Augenblick aufs Feuer, ich bin gleich wieder da.“

Was hat denn die Mutter heute? dachte Lisbeth und tat, wie ihr befohlen war. Es war schön vor dem flackernden Herdfeuer, das sie allmählich durchwärmte. Das Wasser im Kessel fing leise an zu singen. Sie hatte in der Schule von Plambecks Ziege gehört und hatte ihre Mutter gleich fragen wollen, was Wahres daran

sei. Aber sie war so durchgefroren während des Wartens vor der Thür, daß sie sich zuerst nur der Freude hingab, daß die Mutter endlich kam und sie sich wärmen konnte. Und jetzt war die Mutter gleich wieder weggegangen. Nach dem Grauen Esel natürlich. Aber zu wem? Ob wohl zu Plambecks? Ach nein, gewiß nur zu Anna Schulz.

Aber Lisbeths Gedanken waren bei Plambecks. Warum Peter ihr nur gestern abend nichts erzählt hatte? Er hatte es freilich gar eilig mit den Zeitungen.

Wenn es nur nicht so kalt und windig gewesen wäre. Sie hatte sich doch tüchtig erkältet. Sie hatte den ganzen Morgen in der Schule gehustet, und jetzt fühlte sie Stiche in der Brust, leise, feine Stiche, dann und wann, wenn sie einmal etwas tiefer atmete. Und jetzt kam der Husten wieder. Und als sie noch hustete, brodelte der Kessel natürlich über, und sie konnte kaum schnell genug zugreifen.

Die Mutter blieb aber lange weg. Sie war doch wohl nicht zu Anna Schulz gegangen. Es hatte sicher etwas mit Plambecks zu tun. Ihr fiel ein, daß Peter ja gar nicht in der Schule gewesen war. Peter würde doch nicht krank sein? Vielleicht war er nur nicht gekommen, weil er sich schämte, der Ziege wegen. Lisbeth konnte ihm das nachfühlen. Oh, sie hätte sich nicht vor den Leuten zeigen mögen, wenn ihnen so etwas geschehen wäre.

Lisbeth fühlte Hunger. Wenn nur die Mutter bald kommen wollte. Das war ja ein ganz unglücklicher Tag heute. In der Schule war es ihr auch nicht zum besten gegangen. Der Husten hatte sie so gestört, daß der Lehrer sie sogar einmal hinaus schicken mußte, bis sie sich beruhigt hatte. Und ihren Auffsatz hatte er auch gescholten, zu kurz sei er und ohne ordentlichen Schluß. Aber das

war ihr nicht leid. Das nächste Mal würde sie schon einen besseren Auffsatz machen. Es war doch schön, daß sie dem Peter einen Gefallen hatte tun können.

Endlich kam die Mutter zurück, ganz fröhlich und aufgeräumt.

„Nun aber schnell,“ sagte sie. „Das hat lange gedauert, und du bist wohl schon ohne Tee warm geworden. Du siehst ja ganz heiß aus.“

Sie legte ihre Hand an Lisbeths Backe, und ihr Gesicht nahm einen bestürzten Ausdruck an.

„Fehlt dir etwas?“

„Ich habe so Stiche,“ sagte Lisbeth und hustete leicht.

„Ich glaube, du hast Fieber, Kind,“ sagte Frau Langhammer besorgt. „Du hast dich gewiß erkältet.“

„Es war so windig gestern abend, und wir sind so gelaufen.“

Lisbeth fieberte wirklich etwas, und die Mutter drang darauf, daß sie sich ins Bett legte. Sie gab ihr heißen Tee und packte sie warm ein.

Da war denn Lisbeth mit einemmal krank und hatte gestern abend noch da an dem Tisch gegessen und in ihrem Schulheft die Freuden des Winters aufgezählt.

Dieses gehörte nun nicht zu den Freuden, aber es würde bald vorübergehen, tröstete die Mutter. Nur recht still und warm halten.

Aber in der Nacht klagte Lisbeth über heftige Schmerzen in der Brust, hustete oft und verfiel gegen Morgen wieder in ein heftiges Fieber, das am Abend schon nachgelassen hatte.

Es war noch ganz dunkel draußen, als die Mutter die kleine Lampe ansteckte und sich besorgt an ihr Bett setzte. Lisbeth phantasierte. Peters Name kam über ihre Lippen, und sie führte ver-

worrene, für die Mutter unverständliche Reden. Sie würde zu spät kommen, und Peter solle die Zeitung nicht wieder in den Graben werfen.

Frau Langhammer ging ans Fenster, schob den Vorhang zurück und sah hinaus. Sie wußte selbst nicht, warum sie es tat. Aber sie war unruhig, in schwerer Angst. Ganz dunkel war es noch, und die Sterne glitzerten ganz oben, ganz hoch, wie kleine, spitze Kristalle.

Wenn es nur erst Tag werden wollte. Ob sie dann zum Arzt schicken müßte? Und wen? Heini oder Peter oder wer zuerst vorbeikam. — Vielleicht ging es ja aber auch wieder vorüber, ein leichtes Erkältungsfieber.

Sie ging ans Bett zurück, und ihr sorgenvoller Blick streifte die Kranke. Wie mager das Kind doch eigentlich war. Es fiel ihr heute so sehr auf. Die Ohren standen so groß zu dem schmalen, langen, jetzt vom Fieber erhitzten Gesicht.

Die hat sie vom Vater, dachte die Mutter.

Sie fühlte leise nach den Händen, die jetzt wie leblos auf der Bettdecke lagen, nachdem sie sich noch kurz vorher unruhig hin- und hergeworfen hatten. Sie konnte sich nicht enthalten, sie ganz sacht, aber mit tiefer Zärtlichkeit zu drücken, ließ sie aber schnell wieder los, als ein flüchtiges Zucken über Lisbeths Gesicht lief und die Lippen sich zu einem gepreßten Stöhnen öffneten.

Endlich wurde es Morgen, endlich. Ein später, grauer, frostiger Wintermorgen. Frau Langhammer löschte die Lampe, steckte sie aber sogleich wieder an, denn der schüchterne Tag wagte sich in das kleine Zimmer noch nicht so recht hinein, und das Halbdunkel machte sie bekümmert und weinerlich.

Peter Plambeck bringt Milch in den Backofen, und Peter Schütt schickt zwei Flaschen Wein

Das war eine Freude, als die Ziege wieder in ihren Stall einzog. Eine stille Freude. Zum lauten Jubel war kein Anlaß. Peters Vater war noch am selben Abend nach dem Hof gegangen, hatte sich beim Bauern bedankt und die Ziege gleich mitgebracht. Beim schwachen Licht der Stallaterne wurde Liese wieder an ihre gewohnte Futterstelle angebunden, unter Liebkosungen Peters und seiner Mutter.

„Wenn es möglich wäre, möchte ich glauben, sie wäre in dem einen Tag wirklich etwas dicker geworden,“ sagte Hein Plambeck.

„Das ist nun wohl nicht möglich,“ meinte die Mutter lächelnd, aber Peter rief: „Warum nicht? Bei Bauer Schütt? Da kriegen sie immer fix was zu essen.“

Jedenfalls fanden sie alle wieder, daß die Ziege doch eigentlich sehr schön sei, und daß es ein großes Glück sei, ein solches Prachtgeschöpf wieder im Stall zu haben.

„Ich finde es doch hübsch vom Bauern, daß sie noch nicht gemolken ist,“ sagte Frau Plambeck.

„Das ist wohl nur Zufall,“ meinte der Mann, obwohl er wußte, daß bei Peter Schütt alles pünktlich, auf die Minute, gemacht wurde. Aber es wurde ihm sonderbar schwer, noch weiter das Lob des Bauern zu singen, nachdem er heute schon einmal als Dankender und Gedemütigter hatte zu ihm gehen müssen. Er hatte Peter Schütt nicht selbst gesprochen. Der hatte ihm sagen lassen, er wäre beschäftigt, er solle sich nur die Ziege geben lassen. Das hatte Hein Plambeck halb gekränkt, halb war es ihm gerade

recht gewesen. Freilich stand es ihm jetzt noch bevor, seinen Dank abzustatten, und er dachte nicht gern daran und war ärgerlich, daß der Bauer ihn erst in diese Lage gebracht und ihm nicht gleich die Ziege gelassen hatte.

War das nun hochnützig von Hein Plambeck?

Als die gewohnte Abendmilch wieder auf dem Tisch stand, war Hein Plambeck milder gestimmt und vertrug, daß seine Frau neben Frau Langhammers Lob auch das Peter Schütts verkündete.

Am andern Morgen war der erste Weg in den Stall. Es war ja Sonntag, und man konnte sich nach Herzenslust bei der Ziege aufhalten. Aber der erste Nachbar, der kam, um seine Teilnahme an dem erfreulichen Ereignis zu zeigen, es war Heinis Vater, brachte auch die Nachricht von Lisbeths Erkrankung, und damit war die Ziege sogleich wieder in den Hintergrund geschoben; sie stand den ganzen Vormittag allein in ihrem Stall und konnte sich über die plötzliche Kälte nach einem so warmen Empfang ihre Gedanken machen.

Alle bedauerten Frau Langhammer und ihre Lisbeth und erkundigten sich täglich nach dem Befinden.

„Eine tüchtige Lungenentzündung,“ hatte der Arzt gesagt, „alle Welt hat jetzt Lungenentzündung.“

Alle Welt. Das war ein schwacher Trost!

„Lisbeth Langhammer hat die Schwindsucht,“ sagten sie im Grauen Esel.

„Die Schwindsucht nicht, es ist nur Lungenentzündung.“

„Soll sie sich nur vorsehen. Böser Winter dieses Jahr. Gackt sich manch einer etwas auf.“

Und Heinis Großmutter sagte: „Sollt mal sehen, die kommt nicht damit durch.“

„Red doch nicht, Mutter,“ sagte Heinis Vater, „das kannst du doch nicht wissen.“

„Kann ich nicht. Nein, wissen kann ich das auch nicht. Aber es soll mich doch mal verlangen.“

Mal schien es, als sollte Heinis Großmutter recht haben, mal, als sollte sie sich irren. Auf und ab ging es mit Lisbeth. Aber auf einen guten Tag folgten meist zwei schlechte.

Die Nachbarn waren teilnehmend und boten Hilfe und Pflege an. Peters Mutter ging täglich in den Stall und melkte die Ziege für Lisbeth und schickte Peter mit dem Topf schäumender Milch nach dem Backofen. Es war das erste, was Frau Langhammer von andern annahm. Sie weinte und dankte, und dem großen Peter wurde ganz heiß dabei. Er konnte doch nicht mitweinen? Er war froh, als er wieder draußen war. Aber am nächsten Tage sagte er doch: „Soll ich wieder Milch hinbringen?“ und ging schnell hin und stand noch ein wenig an der offenen Tür, nachdem er die Milch abgegeben hatte, und sah Lisbeths Bett an der Wand stehen, konnte sie selbst aber nicht sehen. Doch das Bett knackte und knarrte einmal, und es war ihm ein Lebenszeichen von ihr.

Es war ein Tag nachher, als Peter zum erstenmal die Milch gebracht hatte, da schickte Peter Schütt, oder war es seine Frau, durch Anna Schulz zwei Flaschen Wein. Frau Langhammer hätte noch ein paar Tage früher nichts von Peter Schütt angenommen, kein Stück Feuerholz, jetzt nickte sie still, Anna sollte den Wein nur hinsetzen. Und als Anna draußen war, nahm sie eine der Flaschen, hielt sie gegen das Licht — es war alter Portwein — und zeigte sie dann Lisbeth. „Sieh mal, das schickt Herr Schütt dir,“ sagte sie. Und Lisbeths blaßes Gesichtchen

rötete sich vor Überraschung, und sie sah ihre Mutter ganz glücklich an.

Heini hatte den Peter die Milch hintragen sehen und verlangte von seiner Großmutter den Spartopf.

„Was willst du mit dem Spartopf?“

„Ich will ihn haben,“ sagte er gleich etwas trotzig; denn er wußte im voraus, daß er lange mit der Großmutter parlamentieren müßte, bis sie den Spartopf außer der Zeit und zu einem unbekanntem Zweck herausgeben würde. Und er mußte sich wirklich erst bequemen und bekennen, was er vorhatte.

„Kaufen willst du ihr was? Was willst du ihr kaufen?“

Heini war verlegen, das wußte er selbst nicht recht.

„Irgend was,“ sagte er.

Die Großmutter sah eine Weile grade vor sich hin, als überlege sie, ob sie auch recht tue. Dann holte sie umständlich den Kommodenschlüssel aus der Tasche. „Recht so, mein Jung, kauf ihr man was,“ sagte sie, und ihre kalte, knöcherne Hand glitt langsam über seine Backe.

Heini machte einen großen Lärm mit dem Spartopf. Aus dem schmalen Spalt wollte nicht viel herausfallen. Er schüttelte ihn heftig und lange und hatte endlich sechs einzelne Zehnpfennigstücke beisammen. Zögernd steckte er eines wieder in den Spalt.

„Fünzig Pfennige sind doch genug?“ fragte er.

„Ja, mein Jung, kauf ihr dafür man was.“

Fünzig Pfennige. Heini hatte nie soviel Geld auf einmal hingetan, und nun nahm er es auf einmal heraus und wollte es auch auf einmal ausgeben. Fünzig Pfennige! Da müsse man sich viel für kaufen können.

„Wenn es nur ein paar Blumen sind,“ sagte Großmutter.

Blumen? Heini fand das komisch. Was sollte sie mit Blumen. Er empfand es niemals schwerer als in diesem Augenblick, daß Plambecks eine Ziege hatten und sie nicht. Der Peter hatte es gut, der konnte einfach Milch hinbringen und brauchte nicht mal einen Pfennig dafür zu opfern. Aber dann regte sich doch auch wieder der Stolz bei Heini und die Genugtuung, daß er viel, viel mehr als Peter täte, wenn er fünfzig Pfennig aus seinem Spartopf opfere.

Aber gerade, als er entschlossen war, eine kleine, hübsche Tasse beim Krämer zu kaufen, rosarot mit einem Goldrand und einem weißen Medaillon mit einem Vergiftmeinnichtbukett, da hieß es, Lisbeth wäre wieder sehr krank. Und die Großmutter sagte: „Warte nur noch.“

Da wartete Heini noch. Und es war gut, daß er die rosa Tasse mit dem Vergiftmeinnicht nicht gekauft hatte, denn am andern Tage war Lisbeth tot. Heini wollte das Geld wieder in den Spartopf stecken, aber die Großmutter sah ihn ganz böse an.

„Willst du ihr nicht lieber Blumen dafür kaufen?“ sagte sie.

Heini schämte sich nicht. Es war ihm so natürlich erschienen, die Zehnpfennigstücke nun wieder dem Topf zurückzugeben. Aber er wollte ja gern Blumen dafür kaufen. Vielleicht bekäme er schon für dreißig Pfennige oder gar für zwanzig Pfennige eine ganze Menge, Blumen konnten ja nicht teuer sein. Aber an die rosa Tasse dachte er noch lange. Es war doch schade, daß es die nicht sein konnte. Sie hatte einen so schönen Goldrand und ein so hübsches Vergiftmeinnichtbukett.

Peter schneidet ein L in den Baum

Lisbeth lag mit geschlossenen Augen und gefalteten Händen auf ihrem ärmlichen Bettchen.

„Sie war sehr zart,“ sagte der Arzt. „Ich fürchtete gleich, daß sie es nicht durchholen würde. Vierzig Prozent von allen Lungenentzündungen sind in diesem Monat tödlich verlaufen.“

Vierzig Prozent. Frau Langhammer hörte das schluchzend an und dachte nur: und meine Lisbeth auch.

Sie brachten alle Kränze. Plambeck's und Wittmaack's und Schulzes und Timms und wie sie alle hießen. Auch der Lehrer schickte einen schönen, großen Kranz und kam selbst und wollte Frau Langhammer trösten. Er unterließ es aber. Einer armen Witwe, die ihr einziges Kind verloren hat, ist ein Trostwort oft nur Salz in die offene Wunde. So begnügte er sich mit einem teilnehmenden Händedruck. Dann sprach er ein stilles Gebet am Totenbett und wunderte sich über Lisbeth's große Ohren.

Am Begräbnistag kam die ganze Klasse, um ein Lied zu singen. Das war sonst nirgend geschehen, nicht bei Minna Behn, noch bei Auguste Schmidt oder Lene Suhr, die wohlhabende und angesehene Eltern und Verwandte hatten. Frau Langhammer war die Ärmste im Dorf und stand ganz allein. Doch wollte man ihr Liebes erweisen, weil man von ihrer schönen Tat wußte.

Und nun kamen sie alle an diesem schweren Tage und standen ihr zur Seite. Der große, starke Mann mit dem kurzgeschneitten, blonden Bart, der sich jeden Augenblick mit der großen, roten Hand über das Gesicht fuhr, war Peters Vater. Die kleine, hagere Frau mit der spitzen Nase, die ein graues Kleid trug, mit

einer großen, schwarzen Zettbrotsche, war Peters Mutter. Der kleine Mann aber mit dem glattrasierten Gesicht und dem runden Rücken, der sich in seinem langen, abgetragenen, schwarzen Schoßrock mit einer fast ängstlichen Bescheidenheit in die Ecke drückte, war Heini's Vater. Heini's Mutter aber, eine kleine, dicke, weiche Frau mit rundem, sommersprossigem Gesicht, sah überall mit nach dem Rechten. Sie hatte ganz Heini's Gesicht. Aber wie flink war sie, trotz ihrer Betrübniß. Heini konnte sich nur ein Beispiel daran nehmen.

Dann waren da noch Jakob Timm und Anna Schulz in der Stube. Jakob Timm konnte auch jetzt das Schnupfen nicht lassen. Er machte aber seine Dose ganz langsam und leise wieder zu, um nicht zu stören, und machte ein sehr bekümmertes Gesicht, als er die Priese zur Nase führte.

Es war eine beklemmende Luft in dem kleinen, heißen Raume. Die Kränze strömten einen durchdringenden Duft aus, und dazwischen roch es nach Kaffee und Peter Schütt's Portwein, von dem noch eine ganze Flasche nachgeblieben war. Unter den Kränzen war auch einer, ein großer, dicker Kranz, der am Fußende des Sarges stand. Der war von Peter Schütt und Familie. Alle bewunderten ihn und hatten in ihrem Herzen ein gutes Wort für Peter Schütt.

Peter Plambeck und Heini Wittmaack drückten sich mit anderen auf dem Küchenflur herum. Heini war von einer großen, feierlichen Wichtigkeit erfüllt. Er hatte seine Blumen auf Lisbeth's weißem Totenbett gesehen, sie waren lose darüber gestreut. Es waren nicht die schönsten. Wenn so ein bescheidener Bursche, wie Heini, beim Blumenhändler für fünfzig Pfennige Blumen fordert, wird ihm gerne etwas „Ausgesuchtes“ gegeben. Und viel

will so ein kleiner Mann natürlich auch für sein Geld haben. Da wird es denn danach. Aber es waren die ersten und einzigen Blumen aus Kinderhand, Heini's billige Blumen, und so wertete das Mutterherz sie hoch und brachte sie zu Ehren.

„Die sind von mir,“ sagte Heini und machte Peter auf das bißchen Gestreusel auf Lisbeth's Totenkleid aufmerksam. Peter reckte den Hals, sagte aber nichts. Wie kam Heini dazu, ihr Blumen zu kaufen? Daran hatte nicht einmal er gedacht. Er sah Heini von der Seite an. Es war kein freundlicher Blick. Er fühlte sich in seinen Vorrechten gekränkt. Heini aber empfand ein stolzes und schönes Gefühl.

„Für fünfzig Pfennige,“ flüsterte er Peter ins Ohr.

Draußen vor dem Häuschen stand der Lehrer mit den Kindern, denn soviel Platz war nicht im Backofen, daß sie hätten drinnen singen können. Sie machten es auch der Kälte wegen nur kurz. Aber es klang hübsch und hell, und Frau Langhammer und Anna Schulz schluchzten laut auf, als die Kinderstimmen ansetzten. Andere Dorfkinde hatten sich natürlich auch zum Zusehen eingefunden, und es war eine solche Menge Menschen um und in dem kleinen Backofen, wie dieser wohl noch nie gesehen hatte, so lange er stand, und wohl nie wieder sehen würde.

Eine Stunde später aber waren sie alle verschwunden, und der Backofen lag ganz still und verlassen da. Die Thür war verschlossen und wurde erst wieder geöffnet, als Frau Langhammer von Lisbeth's frischem Grab zurückkam. Und still und verlassen sah der Backofen noch lange aus, auch wenn die Thür offen war und der ausströmende weiße Wasserdampf und der Geruch von Chlor und grüner Seife anzeigten, daß Frau Langhammer drinnen am Waschfaß stand. Selbst Peter und Heini liefen vorüber,

ohne einzutreten oder sich nach ihm umzusehen. Er hatte keine Anziehungskraft mehr für sie. Ja, in den ersten Tagen hatte sie sogar ein leises Gefühl des Grauens beschlichen, wenn ihr Weg sie vorbeiführte. Aber von weitem sahen sie einmal zu ihm hinüber. Und Peter holte sein Taschenmesser heraus und öffnete es gedankenlos, und während sie beide über Lisbeth sprachen und über die vielen Kränze und es furchtbar albern fanden, daß Anna Schulz so laut geweint hatte, fing er an, ein L in die weiße Winterrinde des kleinen Birkenbäumchens zu ritzen, das dicht am Wege stand. Heini ging sofort auf die andere Seite des Weges und versuchte sein Messer an dem harten Holze der Planke. Aber sein Messer war zu stumpf und das Holz zu hart. So blieb es bei Peters einem L in dem Birkenbäumchen, dem einzigen L, das Peter je zu Lisbeth's Gedächtnis eingekerbt hat.

Bald nach Lisbeth's Tode endete der große Hafenstrcik, und es folgte eine lange und gute Zeit, in der Peters Vater Peter Schütt gerecht werden konnte.

Ostern wurde Peter Plambeck konfirmiert und trat bald darauf seine erste Seereise an, als Schiffsjunge. Heini aber ging noch ein Jahr lang in die Schule und setzte auch so lange noch treulich seine kurzen Beine für den Fortschritt der Menschheit ein. Jeden Sonnabend steckte er zwei Zehnpfennigstücke in den Sparskopf, und die kleinen, müden Augen der Großmutter belebten sich und warfen einen kurzen und schnellen Blick dahin, woher der klirrende Klang der in den Topf fallenden Nickel kam. Die Tücher und die schönen Schuhe aus Kaninchenpeters Fell und der braune Rachelofen hatten sie warm gehalten, ihr hatte der böse Winter nichts anhaben können. Wenn sie so mit geschlossenen Augen still vor sich hinnickte, und nur die unruhigen, alten Hände,

die auf dem Schoße hin- und herrückten, anzeigten, daß sie nicht schlief — ob sich dann in ihre traumhaften Gedanken auch wohl mal das Bild eines kleinen Mädchens mischte, das einstmal mit Heini zusammen zu ihren Füßen die ersten Leseübungen machte?

Sommers aber, an schönen Abenden, erklang jetzt auch vom Backofen her manchmal Musik. Das war Hein Plambecks Harmonika. Zwischen Plambecks und Frau Langhammer hatte sich allmählich eine herzliche Freundschaft entwickelt, und kam mal ein Brief von Peter, nahm Lisbeths Mutter wehmütig teil an der Freude seiner Eltern. Ja, es kam eine Zeit, wo auch sie es wieder gerne hörte, wenn Peters Vater sein Liebling spielte:

Freut euch des Lebens, so lang noch das Lämpchen glüht,
Pflücket die Rose, eh' sie verblüht.

Von demselben Verfasser ist erschienen:
Herr Purttaler und seine Tochter. Mit 4 farb. Bildern v. A. M. Schultzeiß.
Oktavformat. In Halb- und Ganzleinen gebunden.

INHALTSVERZEICHNIS

Ein kleines Haus, ein kleines Mädchen und ein kleiner Junge	3
Vom Grauen Esel und vom Backofen	8
Eine erste Bekanntschaft	13
Peters Vater	19
Peter, der Entdecker	25
Ein spätes Begräbnis	29
Peter Schütt bekommt einen neuen „Lokomotivführer“	33
Peter muß in die Schule	38
Hofstudien. Lisbeth sieht sich ausgeschlossen	41
Ein zweiter Peter	45
Kaninchen heißen immer Peter	49
Das Kaninchen behält seinen ehelichen Namen	53
Peter wird immer klüger	55
Peters Vater mag nicht mehr	59
Großmutter's Leseunde	69
Ziege und Schwein	72
Das Schwein stirbt, und die Ziege bekommt Zicklein	78
Heini bekommt neue Hosen und arbeitet für den Fortschritt	85
Heini zählt sein Geld, und Peter hat ein himmelblaues Geheimnis	88
Ein strenger Winter	95
Liese geht zu Hof, und Lisbeth tut dem Peter einen Gefallen	102
Frau Langhammer und Peter Schütt	106
Nur recht still und warm halten	111
Peter Plambek bringt Milch in den Backofen	115
Peter schneidet ein L in den Baum	120